ORIENTALISTISCHE LITERATURZEITUNG

MONATSSCHRIFT FÜR DIE WISSENSCHAFT VOM GANZEN ORIENT
UND SEINEN BEZIEHUNGEN ZU DEN ANGRENZENDEN KULTURKREISEN
UNTER MITWIRKUNG VON
PROF. DR. G. BERGSTRÄSSER / DR. H. EHELOLF UND PROF. DR. A. VON LE COQ
HERAUSGEGEBEN VON
PROF. DR. WALTER WRESZINSKI

INHALT:

Die ersten Regierungsjahre Ramses' IV. Von Wilhelm Spiegelberg . . . . . Sp. 73
Flechtwerk aus Halfagras im alten und neuen Ägypten. 1. Hälfte. Von Ludwig Keimer 76
Ein verloren geglaubter Laut des Altägyptischen. Von Hubert Grimme 85
Besprechungen . . . . . 88—137
Baumgärtel, E.: Dolmen und Mastaba. (Th. Dombart) 94
Bernard, A.: Enquête sur l'habitation rurale des Indigènes de la Tunisie. (F. Stuhlmann) . 120
Binyon, L.: Examples of Indian Sculpture at the British Museum. (W. Printz) 131
Bodding, P. O.: Studies in Santal Medicine and connected Folklore. I. (Reinh. Müller) . . 130
Cacavelas, J.: The Siege of Vienna by the Turks in 1683, transl. into Greek. (W. Björkman) 122
Chisda-Goldberg, L.: Der Osirisname „Roi". (A. Wiedemann) 99
Davies, N. de Garis: The Tomb of two Sculptors at Thebes. (W. Wreszinski) 96
Dubnow, S.: Die Geschichte des jüdischen Volkes im Orient. Bd. III. (M. Löhr) 111
Eitrem, S.: Papyri Osloenses, Fasc. I: Magical Papyri. (K. Preisendanz) 99
Feldmann, F.: Das Buch Isaias, 1. Teil. (F. Stummer) 106
Frank-Kamenetzki, J. G.: Proroki-Čudotworci. O mestnom proischoždenii mipha o Christe. (L. Gulkowitsch) 115
Frazer, J. G.: Folk-lore in the Old Testament (C. Kuhl) 107
Frobenius, L., u. H. Obermaier: Hádschra Máktuba. (Hub. Schmidt) 91
Giese, F.: Die altosmanischen anonymen Chroniken. II: Übersetzung. (W. Björkman) . 122
Haase, F.: Altchristliche Kirchengeschichte nach orientalischen Quellen. (Th. Hermann) . . 117
Homburger, L.: Étude sur la phonétique historique du Bantou. (M. Heepe) 136
Howardy, G.: Fra Faraos Land. (O. Koefoed-Petersen) 97
Kobe, W.: Mahatma Gandhi's Welt- und Lebensanschauung. (O. Stein) 131
Linden, G.: Arische und semitische Dichtung. (P. Merker) 90
Macdonell, A. A.: Hymns from the Rigveda. (W. Printz) 126
Marriott, J. A. R.: The Eastern Question. (F. E. A. Krause) 90

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses auf der nächsten Seite.

Preis halbjährlich RM. 21 —; für Mitglieder der DMG RM. 17.50. Alle die Schriftleitung angehenden Zuschriften allgemeinen Inhalts sind an den Herausgeber, alle auf die wissenschaftlichen Sondergebiete bezüglichen Zuschriften an das betreffende Mitglied der Schriftleitung, Rezensionsexemplare und Manuskripte an den Verlag zu richten.

Es ist zuständig: Für Semitistik, Islamistik und Turkologie Prof. Dr. G. BERGSTRÄSSER, München, Ludwigstr. 22 c / für Keilschriftforschung Dr. H. EHELOLF, Berlin C 2, Am Lustgarten, neben der Nationalgalerie / für den mittleren u. fernen Osten Prof. Dr. A. v. LE COQ, Direkt. b. d. Staats-Museen, Berlin SW 11, Königgrätzer Str. 120 / für Allgemeines, Aegyptologie, Mittelmeerkulturen, Afrikanistik Prof. Dr. W. WRESZINSKI, Königsberg i. Pr., Julchental 1. — Jährlich 12 Nummern.

30. JAHRG. NR. 2

JHC

FEBRUAR 1927

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG / LEIPZIG C 1

(Fortsetzung):

Marshall, F. H.: The Siege of Vienna by the Turks in 1683, transl. into Greek by J. Cacavelas, Text, English Transl. etc. (W. Björkman) 122
Morse, H. B.: The Chronicles of the East India Company trading to China. 1635—1834. Vol. I—IV. (E. Hauer) 132
Oehler-Heimerdinger, E.: Das Frauenherz. (E. Hauer) 134
Penzer, N. M.: The Ocean of Story, Vol. II u. III. (O. Stein) 127
Rühle, O.: Sonne und Mond im primitiven Mythus. (H. Güntert) 88
Singh, S.: The Search after Reality. (J. v. Negelein) 124
Smith, V.: The Oxford History of India. 2. Aufl. (O. Stein) 125
Sulzbach, A.: Targum Scheni zum Buch Esther übers. (W. Windfuhr) 114
Velden, Fr. von den: Die Zugehörigkeit der Bantusprachen zur Ursprache der alten Welt. (M. Heepe) 136
Wesendonk, O. G. v.: Über georgisches Heidentum. (H. Junker) 89
Wininger, S.: Große jüdische Nationalbiographie 1. Bd., Lief. 1—4. (W. Windfuhr) 112
Wulff, O., u. W. F. Volbach: Spätantike und koptische Stoffe aus ägypt. Grabfunden. (M. Pieper) 100
Zeitlin, S.: Megillat Taanit. (J. Elbogen) . . 114
Mitteilung 137
Zeitschriftenschau: Bijdragen tot de Taal-, Landen Volkenkunde van Ned.-Indie — Jahrbuch der Asiatischen Kunst — Oriente Moderno — Palestine Exploration Fund — Philologische Wochenschrift — The Pilgrim — Preußische Jahrbücher — The Quarterly Review — Revue Archéologique — Rheinisch. Museum — Rivista di Diritto Processuale Civile 137—143
Zur Besprechung eingelaufen . . . . . 143—144

BEIHEFTE ZUM »ALTEN ORIENT«

HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR DR. DR. WILHELM SCHUBART, BERLIN

Vor kurzem erschien Heft 9: **JUDEN UND GRIECHEN IM RÖMISCHEN ALEXANDREIA**

Eine historische Skizze des alexandrinischen Antisemitismus. Von PROF. H. J. BELL, M. A. / LONDON

Der Verfasser, der als Forscher selbst eine der wichtigsten Quellen für das Verhältnis der Juden und Griechen im Altertum erschlossen hat, bietet hier ein Gesamtbild, das gerade deshalb anschaulich und jedem verständlich ist, weil sein Schöpfer mit der völligen Beherrschung der Sache die Kunst des Erzählens verbindet. Wie Juden und Griechen in der Weltstadt Alexandria und vor dem Throne der Cäsaren miteinander ringen, wie Haß und Glaubenseifer, Leichtsinn und Kaisergunst Jahrhunderte hindurch Schicksale wechselnd bestimmen, wird hier mit klarem Urteil, ohne Vorurteil mitfühlend geschildert. Wenn Fragen, die noch heute viele bewegen, so überlegen behandelt werden, dann erfüllt die Geschichtsforschung ihren Beruf, eine Lehrerin der Gegenwart, eine Führerin aller zu sein.

52 Seiten mit 1 Textabb. und 2 Tafeln. Gr. 8°. 1926. Preis brosch. RM. 2.40

Soeben erschien Heft 10: **DIE GRIECHEN IN ÄGYPTEN**

Von PROF. DR. DR. WILHELM SCHUBART, BERLIN

Haben auch Griechen als Söldner, Kaufleute oder wissensdurstige Reisende Ägypten schon besucht, als es noch unter seinen Pharaonen und dann unter den persischen Großkönigen stand, so werden sie doch erst seit Alexander dem Großen eine Macht im Lande des Nils, eine Macht der Waffen, des Handels, des Geistes. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte, zumal nach dem Einschnitt des Jahres 30 v. Chr., als Ägypten Provinz des römischen Weltreichs wurde, hat sich ihre Stellung im Staate, zu den einheimischen Ägyptern, zum gesamten Griechentum vielfach gewandelt; aber erst das Christentum hat dem griechischen Wesen seinen inneren Halt entzogen, erst die arabische Eroberung seine Kraft gebrochen. Diesem Aufgang und Niedergang im Wechselleben zweier großer Kulturen gebührt eine umfassende Darstellung; solange sie fehlt und vielleicht noch fehlen muß, weil ihre Quellen noch neu und noch längst nicht voll erschlossen sind, mag der Versuch eines Aufrisses, der hier vorgelegt wird, wenigstens zeigen, wie groß und reich der künftige Bau werden kann und soll.

54 Seiten mit 2 Tafeln. Gr. 8°. 1927. Preis brosch. RM. 2.—

J. C. HINRICHS'SCHE BUCHHANDLUNG / LEIPZIG C 1

OLZ

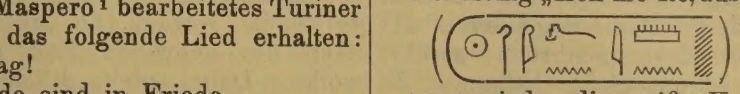
XXX / 2 FEBRUAR 1927

Die ersten Regierungsjahre Ramses' IV.

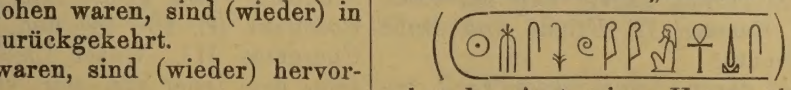
Von Wilhelm Spiegelberg.

Ein zuerst von Maspero[1] bearbeitetes Turiner Ostrakon hat uns das folgende Lied erhalten:

„Ein schöner Tag!
Himmel und Erde sind in Friede.
Du bist der große Herr von Ägypten.
Die, welche geflohen waren, sind (wieder) in ihre Städte zurückgekehrt.
Die verborgen waren, sind (wieder) hervorgekommen.
Die Hungrigen sind (wieder) satt und fröhlich.
Die Durstigen können sich (wieder) satt trinken[2].
Die Nackten sind (wieder) in feines Linnen gekleidet.
Die Zerlumpten (?) tragen (wieder) feine Kleider (?).
Die in Haft waren, sind wieder frei gelassen.
Die gefesselt waren, sind (wieder) in Freude.
Die Rebellen in diesem Lande sind (wieder) zu friedlichen Bürgern geworden.
Hohe Nile sind aus ihren Höhlen gekommen und erfreuen das Herz des Volkes.
Die Witwen, ihre Häuser stehen (wieder) offen[3],
Sie lassen die Wandrer eintreten.
Die Dirnen jauchzen (wieder),
indem sie ihre Jubellieder (?) anstimmen.
Sie . . . . . .
. . . . . glückliche Zeit.
Sie[4] läßt Geschlechter auf Geschlechter entstehen.
Du Herrscher, Du bist in Ewigkeit.
Die Schiffe, sie jauchzen auf dem Strom,
Sie haben keine Stricke nötig[5].
Sie landen mit Wind und Rudern.
Sie sind satt von Freude (?),
weil gesagt wird:
Der König „Hek-me-Rê, auserwählt von Amon“



trägt wieder die weiße Krone[1].
Der Sohn des Rê „Ramses“



hat das Amt seines Vaters übernommen.
Alle Länder sagen ihm:
Schön ist der Horus[2] am Sitze des Amon,
der ihn aussendet.
Der Schützer der Fürsten,
der jedes Land (unterworfen) herbeibringt.“

Maspero hat den Inhalt als „chant d'allégresse en l'honneur de l'avènement de Ramses IV“ bestimmt, und auch Erman[3] bezieht das Lied auf die Thronbesteigung des Königs, zu der ja auch die in dem Text erwähnte Amnestie gut stimmen würde. Sieht man aber näher zu, so läßt sich doch eine Reihe von Angaben mit dieser Auffassung schwer vereinigen. Verse wie die folgenden:

„Die, welche geflohen waren, sind (wieder) in ihre Städte zurückgekehrt. Die verborgen waren, sind (wieder) hervorgekommen.“
„Die Rebellen in diesem Land sind (wieder) zu friedlichen Bürgern geworden.“
„Die Witwen, ihre Häuser stehen (wieder) offen, sie lassen die Wanderer eintreten.“

stimmen nur dann zu der Deutung, wenn man annehmen würde, daß die Regierung Ramses' III mit einem Chaos geendet hätte, aus dem sein Nachfolger Ramses IV Ägypten wieder herausgerissen hätte. Denn in diesen Sätzen ist doch ganz klar auf eine völlige Zerrüttung des Landes durch Bürgerkriege hingewiesen. Es wurde in Ägypten gekämpft, die Bewohner flohen und versteckten sich, die Witwen hielten ihre Häuser verschlossen. Es müssen also Zeiten gewesen sein, wie sie Ägypten oft durchlebte, z. B. beim Zusammenbruch des alten Reiches, am Ende des mittleren Reiches und besonders häufig und schlimm seit der Reform

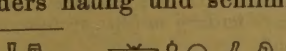
1) Recueil II (1880) S. 116. — Zuletzt von Erman „Literatur der alten Ägypter“ S. 347 übersetzt. Meine Übersetzung, für die ich die von Gardiner für das Berliner Wörterbuch hergestellte Umschrift benutzen konnte, weicht nur in unwesentlichen Einzelheiten von ihm und Erman ab.

2) Wir haben im Deutschen und wie ich glaube auch in anderen Sprachen kein Äquivalent für *thj*, das nicht immer „trunken sein“ heißt, sondern oft wie hier beim Durst denselben Zustand bezeichnet wie *sḏj* „satt sein“ beim Hunger.

3) In den unsicheren Zeiten hatten die alleinstehenden Witwen ihre Häuser geschlossen gehalten und keinem Fremden den Eintritt gestattet.

4) Oder „er“ (der König).

5) *bn n•w* (?) *nwh* „sie haben keine Stricke“, d. h. entweder sie brauchen sich nicht mühsam „treideln“ zu lassen oder es steht nach Sethe von der glatten Landung. Der Sinn wird sein, daß auch die Schiffe in der neuen Ära glückliche Fahrt haben.

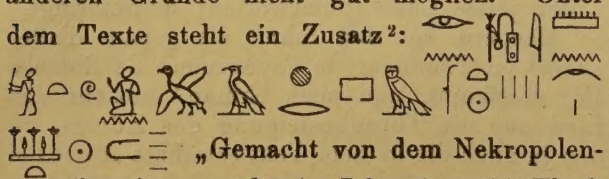
1)  wörtlich „er wiederholt die weiße Krone“.

2) d. i. der König.

3) Und ihm folgend Ranke bei Greßmann: Altorientalische Texte zum AT. 2. Aufl. (1926) S. 25.

Amenophis' IV vor dem Regierungsantritt des Haremheb oder nach dem Tode Ramses' I, als Setnacht und Ramses III das Land aus schweren inneren Wirren retteten. Solchen Zuständen muß auch Ramses IV ein Ende gemacht und wieder die glücklichen Zeiten über Aegypten heraufgeführt haben, die das Lied feiert. Aber wenn wir es auf die Thronbesteigung des Königs beziehen, dann müßte, wie gesagt, das Ende der Regierung Ramses' III zu einem völligen Zusammenbruch geführt haben, und davon ist uns nichts bekannt. Ja wir können auf Grund des vorhandenen Quellenmaterials mit Sicherheit sagen, daß am Ende der Regierung Ramses' III Friede und Ruhe im Lande herrschte[1].

Die Wirren, deren Ende unser Lied begrüßt, müssen also am Anfang der Regierung Ramses' IV geherrscht haben. Folglich kann der Text nicht auf den Tag der Thronbesteigung bezogen werden. Das ist aber auch aus einem anderen Grunde nicht gut möglich. Unter dem Texte steht ein Zusatz[2]:



„Gemacht von dem Nekropolenschreiber Amen-nachte im Jahre 4 am 14. Thoth des Jahres 4". Maspero hat dieses Datum durch die Annahme erklären wollen, daß Ramses IV durch seinen Vater Ramses zum Mitregenten ernannt worden und in dem Liede der Tag begrüßt sei, in dem der Sohn nach 4jähriger Mitherrschaft zuerst als Alleinherrscher aufgetreten sei. Das widerspricht aber der ausdrücklichen Angabe des Papyrus Harris, der Ramses IV, aus dessen Zeit er stammt, als Nachfolger Ramses' III und nicht als Mitregenten nennt. Man könnte auch zu der Erklärung greifen, daß mit dem Datum nur der Tag der Abschrift des zum Thronbesteigungstage gedichteten Liedes angegeben sei, oder auch mit Flinders Petrie (History III S. 168) an den „anniversary" des Krönungstages denken[3]. Ich glaube aber, die nächstliegende Lösung ist doch die, daß das Lied wirklich aus dem 4. Jahre stammt, also nichts mit der Thronbesteigung Ramses' IV zu tun hat und den Tag feiert, an dem nach den ersten 3 schlimmen Jahren der Regierung Ramses' IV endlich wieder der Friede zurückgekehrt war. Der 14. Thoth des 4. Jahres wird aber der „schöne Tag" sein, den der König durch einen besonderen Erlaß zum Festtage erhob.

An diesem Tage wird, so dürfen wir wohl nach den analogen Ptolemäerdekreten (προστάγματα) vermuten, eine besondere Kundgebung des Königs erfolgt sein, in der die Wohltaten verkündet wurden, die er seinen Untertanen nach der schweren Zeit der Not erweisen wollte. Dabei spielte die auch in unserm Text wohl zum erstenmal in der Geschichte erwähnte Amnestie[1] eine große Rolle, ganz wie in der Rosettana (Z. 13—14) und dem Friedenserlaß Euergetes' II[2]. Unser Lied würde das Echo sein, das jener von mir vermutete Erlaß im Volke auslöste.

Daß das Turiner Ostrakon sich nicht auf die Thronbesteigung Ramses' IV bezieht, das geht aber auch, worauf mich Sethe nachträglich hinwies, aus dem Namen des Herrschers *Ḥḳ3-m3ʿ-t-Rʿ* in unserm Text hervor, den er erst von seinem zweiten Regierungsjahre an führte[3].

1) Vor allem Pap. Harris 78 ff. Vergleiche insbesondere 79/5, wo Ramses III von seinem Nachfolger Ramses IV sagt: *šsp=f ʾ3w·t=j m ḥtp* „er hat mein Amt in Frieden empfangen".

2) Nach Gardiners Umschrift.

3) Daß der 14. Thoth auch bei der früheren Auffassung nicht auf die Thronbesteigung Ramses' IV bezogen werden mußte, hat bereits Gauthier: Livre des Rois III S 181 Anm. 2 betont.

Flechtwerk aus Halfagras im alten und neuen Ägypten.

Von Ludwig Keimer.

Sprachliche Erscheinungen, Sitten und Gebräuche des toten Orients an solchen des lebenden zu illustrieren, gewährt dem Orientalisten besonderen Reiz. OLZ 1926 Sp. 98 ff. wurde auf eine noch heute in Oberägypten übliche Art künstlicher Düngung hingewiesen, die sich höchstwahrscheinlich bis ins Altertum zurückverfolgen läßt[4]. Heute sei zunächst von

1) Diodor I 54 berichtet sie früh schon von seinem Sesoosis τῶν τε γὰρ βασιλικῶν ἐγκλημάτων ἅπαντας ἀθῴους ἀφῆκεν καὶ τοὺς πρὸς ἀργύριον συγκεκλειμένους ἀπέλυσε τοῦ χρέους ὄντος πολλοῦ πλήθους [ἀνθρώπων] ἐν ταῖς φυλακαῖς.

2) Pap. Teb. 5 Z. 1 ff. mit dem Kommentar von Grenfell-Hunt S. 18—19 und dazu Preisigke: Archiv f. Papyrusforschung V S. 302—303.

3) s. Gauthier: Livre des Rois III S. 178—179.

4) Hierzu vgl. auch Prof. H. Schäfers „Mitteilung" OLZ 1926 Sp. 378. Wenn Schweinfurth anstatt *mârō* (so heißt nach Schäfer die „richtige Form des nubischen Wortes") *marōb* hörte, so zeigt die Endung *-ōb*, daß das Wort ihm in der Form überliefert wurde, wie die Bischarin es gebrauchen (darüber, aus welcher Sprache es ursprünglich stammt, ist damit allerdings noch nichts gesagt!). Wenn nämlich die Bischāri-Wörter ins Arabische oder Nubische übernommen werden, so geschieht das in der Form des indet. Akkusativ, z. B. *u-'angare* „Bettstatt, die vier Sterne des Vierecks von Ursa maior" ist sūdân-arabisch عنقريب *'angarêb*; *u-b'aše* „Canis anthus soudanicus Oldfield, Thomas, der sudanische Schakal" ist arab. *baʿšûm* oder *baʿšôm* aus dem Akkusativ *baʾšōb*; im Sūdân-arab. heißt die Frucht von Balanites aegyptiaca *ālôb* oder *lālôb* (اللوب) (s. Burckhard,

einem Gebrauchsgegenstand, einer Knall- oder Scheuchpeitsche, die Rede, für die ganz das gleiche gilt.

Bekanntlich liegt der Hieroglyphe 𓎛 (*mḫ*) eine Peitsche zu grunde, der Art, wie sie nach den Reliefs des A. R. zum Antreiben von Eseln und Widdern gebräuchlich war (Abb. 1 ⟨a⟩)[1]. Auf ein besonders hübsches Beispiel einer naturalistisch gebildeten Hieroglyphe in Peitschenform aus der 3. Dyn. hat L. Borchardt vor fast dreißig Jahren bereits aufmerksam gemacht (Abb. 1 ⟨b⟩)[2]. Ohne von dieser altägyptischen

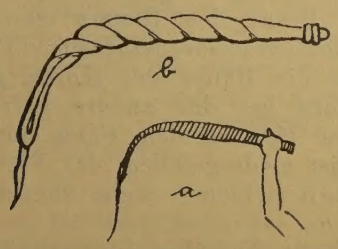


Abb. 1

Peitsche und der darauf zurückgehenden Hieroglyphe 𓎛 irgendwelche Kenntnis erlangt zu haben, veröffentlichte G. Schweinfurth im Jahre 1904 eine Peitsche aus dem heutigen Ägypten, über deren Herstellung und Verwendung er folgendes sagt[3]: „Die 3 m lange Knallpeitsche findet in der Umgegend von Theben während der Sommermonate, zur Zeit, wenn auf den der Reife nahen Durra-Feldern die Spatzenplage eine besonders große ist, Verwendung zum Verscheuchen der in heuschreckenähnlichen Schwärmen das Land heimsuchenden Vögel. Diese Peitsche ist aus dicken Bündeln einer harten Grasart, der Eragrostis cynosuroides — auch ihrerseits einer Landplage als Unkraut — zusammengedreht und läuft in einen Strick von braunem Dattelbast aus. Nur mit knapper Not umspannt die kleine Hand des Ägypters den Griff dieser gewaltigen Peitsche. Beim Hin- und Herschwingen derselben wird ein Knall hervorgebracht wie von einer stark geladenen Flinte. Die Wirkung ist eine geradezu verblüffende. . . . . Um die Kornmassen der weit über mannshohen Durra (Sorghum) von erhöhtem Standpunkte aus beherrschen zu können, sind auf den Feldern zahlreiche Säulen aus Tonerde errichtet, die gewöhnlich 2½ bis 3 m Höhe erreichen und vermittels an der Seite angebrachter Stufen[1] leicht erklommen werden können. — Die heutigen Thebaner nennen diese Tonsäulen „natura“[2], von „*ntr*“, „natar“ zer-

Nubia 295), ein Wort, das aus *u-lale*^{h}, indet. Akk. *lalōb* der Bišārī- bzw. Beǧā-Sprache übernommen ist (diese Beispiele verdanke ich Prof. J. J. Heß). — Mehrere Gelehrte haben, worauf mich besonders Prof. E. Schiaparelli-Turin hinweist, die in Frage kommende Stelle der Uschebti-Formel (Totb. Kap. 6) mit der bekannten Zeremonie des Sandausschüttens in Verbindung gebracht (vgl. v. Bissing, Untersuchungen zu den Reliefs aus dem Re-Heiligtum des Rathures I. Teil. In: Abhandl. der Bayer. Akad. d. Wiss. Philosoph.-philolog. und histor Klasse, XXXI. Bd. 3. Abh. S. 10 und Anm. 29). Jetzt hat sich v. Bissing (Besprechung von Kees' Totenglauben und Jenseitsvorstellungen der alten Ägypter, Phil. Wochenschr. 1926, 1123 ff.) Sethes und meiner Auffassung angeschlossen.

1) Nach Steindorff, Das Grab des Ti Taf. 111; Wreszinski, Atlas I Taf. 97; Davies, Sheikh Saïd Taf. VIII; vgl. auch Klebs, Reliefs des alten Reichs S. 47 Abb. 34; F. Hartmann, L'agriculture dans l'ancienne Egypte S. 105; Erman-Ranke, Ägypten S. 516/7.

2) ÄZ 35 (1897) S. 106. 3) Zeitschrift für Ethnologie 36 (1904) S. 517—19, danach Abb. 2 ⟨a⟩.

1) Treppenartige Stühle aus Tonerde finden sich übrigens in der Nähe der oberägyptischen Dörfer. Auf ihnen steht der Imâm, um zur Zeit des Ramaḍân vor versammeltem Volke Gebete oder Koranverse zu sprechen (Abb. 2 ⟨b⟩ nach Schweinfurths Tagebüchern passim).

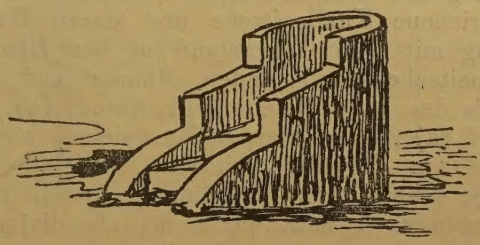


Abb. 2 ⟨b⟩

2) Über die arab. Bezeichnung für diesen künstlichen Erdhaufen bzw. für den aus *tîn*-nasser Erde aufgebauten Stand, von dem aus die Wächter der Sorghum- und Maisfelder die kleinen Vögel und Tauben mit Peitschen (*farqille* فَرْقَلّه), Schleudern (*miqlā* مِقْلاع) und unter Lärm zu verscheuchen suchen, habe ich folgendes in Erfahrung gebracht, wofür ich besonders den Herren Prof. B. Moritz und J. J. Heß zu Danke verpflichtet bin. In Syrien ist ناظور nāẓûr Wache, Wächter (cf. J. Berggren, Guide français-arabe vulgaire des voyageurs et des Francs en Syrie et en Egypte col. 407/8 garde, sentinelle, gardien). ناظور nāẓûr entspricht etymologisch und der Form nach genau dem in Zentralarabien gebräuchlichen Wort für Feldwächter ناطور *nāṭûr*, das ohne Zweifel aus dem aram. נטורא entstanden ist (s. Fränkel, Die aram. Fremdwörter im Arabischen S. 138), genau so wie *faddân*, das aber möglicherweise sogar aus dem Babylonischen stammt, wo es Feld, Ebene bedeutet. Das eigentliche Wachgerüst ist in Zentralarabien مَنْظَر *manṭar*, das die *ḥaḍar* (Ansässigen) mit einer Leiter besteigen, um darauf zu achten, daß nichts von den Saaten gestohlen oder von den Vögeln, die sie mit der Schleuder (*mirǧâmeh*) vertreiben, gefressen wird. Nach Aussage eines Ägypters, den Prof. Moritz zu fragen die Liebenswürdigkeit hatte, ist ناطور *nāṭûr* in Ägypten ebenfalls der Wächter, der Erdhügel, auf dem dieser steht, heißt dagegen *kôm* „Hügel“ (jedenfalls nicht

streuen, denn dieselben dienen zugleich auch zur erfolgreichen Handhabung der Schleuder, vermittels welcher die die Durrafelder bewachenden Knaben einen Hagel von Steinen auf die gefräßigen Vögel zu entladen pflegen“ (Abb. 2 ⟨a⟩).

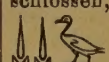
Abb. 2 ⟨a⟩

Vergleicht man nun die von Schweinfurth beschriebene Knallpeitsche und deren Handhabung mit dem Gegenstand in den Händen der peitschenschwingenden Männer auf den Reliefs des alten Reichs (vgl. Abb. 1 ⟨a⟩ mit Abb. 2 ⟨a⟩), so ist klar, daß es sich in beiden Fällen um dieselbe Peitsche handelt. Die heutige scheint allerdings länger zu sein (nach Schweinfurth mißt sie 3 m) als diejenige der Darstellungen, bezüglich ihrer Stärke wird aber ein Unterschied zwischen beiden kaum vorhanden sein, da auch die Hand der alten Ägypter diese Peitsche nur knapp umspannte (vgl. Abb. 1 ⟨a⟩ sowie Sp. 77 Anm. 1). Wenn sie nur zum Antreiben von Eseln und Widdern beim Getreidedreschen Verwendung fand, so mag das auf Zufall beruhen; die Spatzenplage, von der Schweinfurth spricht und gegen die man sich auch im Altertum gewehrt haben wird, ist jedenfalls für das alte Ägypten belegt. Der Verfasser einer uns in mehreren Abschriften erhaltenen Schulhandschrift aus dem Neuen Reich, in der der Schüler vor dem trostlosen Beruf des Bauern gewarnt wird, erwähnt nämlich ausdrücklich diese Plage: „Der Wurm hat die Hälfte des Korns geholt und das Nilpferd hat das andere gefressen; die Mäuse sind viel auf dem Felde und die Heuschrecke ist niedergefallen, das Vieh frißt und die Spatzen stehlen — wehe über den Ackersmann!“ [1]

Wichtig ist nun Schweinfurths Angabe, daß die heutigen Knallpeitschen dieser Art (ihre arabische Bezeichnung ist فَرْقَلّة farqille[2]) aus ägyptischem Halfagras (Eragrostis cynosuroides RS = Leptochloa bipinnata [L] Hochst.) hergestellt werden, einem Ackerunkraut, das ebenso wie die diebischen Vögel eine wahre Landplage in Ägypten ist — und war. Zwar vermag ich aus pharaonischer Zeit keinen Text anzugeben, in dem von dem Ackerunkraut Eragrostis cyn. die Rede wäre, da der altägyptische Name für die Pflanze noch nicht bekannt ist[3], wohl aber liegen solche Zeugnisse aus den Papyris der ptolemäischen Zeit mit Wahrscheinlichkeit vor.

---

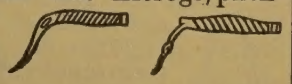
manṭar, ein Wort, das sich auf Syrien und Arabien beschränke), *nāṭûr* und *kôm* sollen nach diesem Gewährsmann zusammengehörige Begriffe sein. Mithin wäre נטורא, ناطور, ناظور = Feldwächter, der Wachturm in Syrien und Arabien مَنْظَر (*manṭar*), in Ägypten *kôm*. Dem widerspricht nun Schweinfurths Behauptung, der zufolge die heutigen Thebaner den Wachort (Tonsäulen) ناطور nennen. Seine Angabe für irrig zu halten, wage ich nicht, weil Schweinfurths Sammlungen arabischer Namen in einer Zeitspanne von 50 Jahren durch beständiges Ausfragen der Eingeborenen zustande gebracht und infolgedessen sehr zuverlässig sind, wie besonders aus seinen „Arabischen Pflanzennamen“ (1912) hervorgeht. Weiter ist zu beachten, daß weder Prof. Heß noch Prof. Moritz eine ägyptisch-arabische Bezeichnung für diesen Wachturm kennen; der von dem erwähnten ägyptischen Gewährsmann (der übrigens nicht aus Oberägypten stammte) gebräuchliche Name *kôm* „Hügel“ ist zu allgemein, als daß in Oberägypten nicht noch ein speziellerer Ausdruck üblich sein könnte. Endlich ist wichtig, daß in Algier ناظور = „lieu ou bâtiment élévé d'où l'on domine, tour de vigile“ ist (Heß), und daß Heß sich im Sinai notierte: „en-Nāṭûr Name eines konischen Felsens oder einer konischen Steinsäule“. Ich halte demnach Schweinfurths Angabe, ناطور sei in Oberägypten, eine Bezeichnung für Wachturm auf den Feldern, für wahrscheinlich. — Für Abbildungen des arabischen manṭar s. T. Mann, Der Islam einst und jetzt, Leipzig 1914 S. 129, Niebuhr, Beschreibung von Arabien Taf. XV F.

1) Anastasi V 16, 2 = Sallier I 6, 4 (übersetzt von Erman, Literatur der Ägypter S. 247). Der hier vorkommende Vogelname *tt* Sperling ist, wie mir Dr. R. Anthes freundlich mitteilt, nur aus dieser Stelle bekannt. Die Bedeutung Sperling ist aus dem koptischen ϯⲁⲧ (S.): ϭⲁⲧ (B.) erschlossen, vgl. Spiegelberg, Demot. Studien I, 47* zu  (demotisch für): in einem Personennamen ist griech. στρουθός durch ϯⲁⲧ ersetzt.

2) فَرْقَلّة ist das griech. φλαγέλλιον, φραγέλλιον (vom lat. flagellum, vgl. unser Wort Flegel) und findet sich schon in der Mechilta als אַפְרַגֶל s. Levy, Neuhebr.-chald. Wörterb. I S. 149 und 282; E. Bocthor, Dict. franç.-arabe, Paris, 1869, p. 355 s. v. „fouet“; Dozy, Supplém. II, 260 b, wo mehrere Stellen angegeben sind; für die Vokalisation s. Dalman, Aram.-neuhebr. Wörterb.[2] s. v.

3) Einer Vermutung ist weiter unten Ausdruck verliehen.

Zu den Hauptverpflichtungen des Pächters eines Ackergrundstückes gehörte es, dieses nach Ablauf der Pachtzeit unkrautfrei zurückzugeben, eine Verpflichtung, die gewöhnlich in die Formel gekleidet wird: καὶ παραδώσω τὰς ἀρούρας καθαρὰς ἀπὸ θρύου, καλάμου, ἀγρώστεως κτλ ο. ä.[1]. Θρύον ist gewiß die gewöhnliche ägyptische Binse (Juncus martimus Lam.), κάλαμος vermutlich Saccharum biflorum Forsk. und ἄγρωστις[2] das häufigste Ackerunkraut Ägyptens aus der Familie der Gramineen, nämlich Eragrostis cynosuroides R. S.

Aus Schweinfurths Beschreibung der modernägyptischen Knallpeitsche geht ferner hervor, daß sie in einen Strick (von Dattelbast) auslief. Dasselbe gilt auch für das altägyptische Vorbild, wie aus Abb. 1 ⟨a⟩ und den Hieroglyphenformen Abb. 1 ⟨b⟩ sowie  hervorgeht, so daß das Urbild dieser Hieroglyphe nur als Knallpeitsche erklärt werden kann, die aus dicken Bündeln des harten ägyptischen Halfagrases zusammengeflochten ist und in einem (aus dem Bast der Dattelpalme[2] verfertigten) Strick endigt.

Von dem auf dem schwarzen Ackerboden Ägyptens seit undenklichen Zeiten allgegenwärtigen Halfagras[3] (arabisch حلفا, vgl. Schweinfurth, Pflanzennamen 1912, *hhalfa* ⟨Niltal⟩), das nicht mit dem eigentlichen Halfagras aus Berber[4] (*Stupa tenacissima*) verwechselt werden darf, haben sich aus allen Epochen (seit der 1. Dyn.) Überreste erhalten, und zwar handelt es sich bei diesen Funden zumeist um Flechtwerk, das

1) Beispiele bei Mich. Schnebel, Die Landwirtschaft im hellenistischen Ägypten (Münchener Beiträge zur Papyrusforschung und antiken Rechtsgeschichte. Herausgegeben von Leopold Wenger und Walter Otto, Siebentes Heft, 1925), 4. Kapitel § 3 „Vertilgung des Unkrauts" S. 109—119, besonders S. 111, 115. Wenn „Binse" und „Schilfrohr", Pflanzen, die feuchtes, oder gar sumpfiges Gelände lieben, hier neben dem nur an trockenen Orten vorkommenden Eragrostis cyn. genannt werden, so erklärt sich das leicht aus der Tatsache, daß die zitierte Formel nur einige der häufigsten Feldunkräuter des Niltals erwähnt, natürlich ohne zu berücksichtigen, ob sie zusammen auf demselben Gelände und unter denselben Bedingungen wachsen können. Außer θρύον, κάλαμος und ἄγρωστις der Papyri (= Eragrostis cyn.?) kennen wir aus den griech. Papyris noch zwei andere Ackerunkräuter, nämlich κύπηρις und κόκκος. Unter κύπηρις (Beispiele bei Schnebel a. a. O. S. 118/9) ist hier gewiß Cyperus longus zu verstehen, worauf unten noch zurückzukommen sein wird, zu C. longus L. vgl. Schweinfurth bei Schäfer, Priestergräber S. 160. Daß mit κόκκος der Taumellolch (Lolium temulentum L.) gemeint ist, hat Schnebel (a. a. O. S. 118/9) in hohem Grade wahrscheinlich gemacht. Für den Taumellolch im alten Ägypten vgl. Schweinfurth bei Schäfer, Priestergräber S. 154 f. und S. 161 ff.

2) Daß ἄγρωστις in Agypten vorkam, geht auch aus Dioscurides hervor, der *de mat. med.* ⟨ed. Wellmann⟩ IV, 29 R. V. einen ägyptischen Namen, ἀνουφί, anführt. — Bei dem Versuch, die von den Klassikern erwähnten Pflanzenbezeichnungen mit modernen Pflanzennamen in Beziehung zu bringen, stößt man immer wieder auf Schwierigkeiten, da die alten Namen häufig in verschiedener Bedeutung vorkommen. So halte ich es, wie oben ausgeführt wurde, für sehr wahrscheinlich, daß ἄγρωστις der Papyri und Eragrostis cynosuroides der Botaniker zusammengehören, während man bei der ἄγρωστις-Pflanze des Diodor (I, 43) nicht an Eragrostis cyn. denken kann. Diodor berichtet nämlich, daß die Ägypter in den ältesten Zeiten Kräuter, Stengel und Wurzeln der in den Sümpfen wachsenden Pflanzen, gegessen hätten. Am meisten sei von ihnen die Agrostis-Pflanze verzehrt worden. Hieran erinnert das von F. Netolitzky in den Mägen der ältesten Mumien gefundene Panicum colonum L. (vgl. G. Elliot Smith, The ancient Egyptians and their influence upon the civilization of Europa ⟨1911⟩ S. 42; eine Panicum-Art ist übrigens auch im Grabe des Kagemni ⟨Muschler bei v. Bissing, Gem-ni-kai II S. 41 Fig. 51 und 54⟩ dargestellt).

1) Von links nach rechts: von einem Relief aus dem Anfang der 4. Dyn. (Klebs, Reliefs des alten Reichs Abb. 104 S. 131); von einem Relief der 5. Dyn. (Wreszinski, Atlas I Taf. 400); von einem Relief der 5. Dyn. (Neuserre „Jahreszeiten", ÄZ 1907 S. 78 und Klebs a. a. O. Abb. 45 S. 58); die übliche, auch in unsere Drucktypen übergegangene Form der *mḥ*-Hieroglyphe.

2) Der Dattelbast diente neben dem Papyrus bekanntlich zur Herstellung von Flechtwerk verschiedenster Art. Vgl. Schäfer, Priestergräber, Anhang 4, altägypt. Pflüge usw.; Ahmed Bey Kamal, Ann. Serv. Ant. IX S. 29; Mackay, Journ. Egypt. Arch. III S. 125 f.; Wiedemann, Das alte Ägypten S. 268/69, 327; Erman-Ranke, Ägypten S. 535. Andere ägyptische Pflanzen, die zu Flechtarbeiten verwandt wurden, sind unten Sp. 84 Anm. 1 erwähnt.

3) Schweinfurth, De la flore pharaonique (Bull. de l'Inst. Égypt. 1882) S. 25—26: „Cette espèce peut être regardée comme le représentant de la terre noire des alluvions du Nil et comme symbole de la fertilité". Ders., Über Pflanzenreste aus altägypt. Gräbern (Ber. d. deutsch. botan. Ges. 1884 Nr. 42) S. 371: „... dieses allerorten im eigentlichen Ägypten verbreitete Gras, das als Charaktergewächs der schwarzen Nilerde gelten kann ...". Ders., Sur la flore des anciens jardins arabes d'Égypte (Bull. de l'Inst. Égypt. 1887) S. 38 und S. 40: „Les espèces capables de se propager librement et sans l'ingérence de l'homme dans la vallée du Nil et en même temps, dans les vallées du désert sans être liées à la qualité du sol sont à peu près limitées à la liste suivante: ..... Eragrostis cynosuroides R. S." .... „Les espèces de cette catégorie qui forment sur les champs d'Égypte l'ivraie la plus enracinée sont, quant aux graminées: .... Eragrostis cynosuroides R. S. (halfa)". Vgl. auch Raff. Delile, Flore d'Égypte, in der Description de l'Égypte 2ème édit. t. XIX p. 160 („au bord des chemins, dans des champs abandonnés et autour des ruines des anciennes villes"); G. Post, Flora of Syria, Palestine, and Sinai, Beirut 1896 S. 879—880. Nach ihm wächst diese Graminee auf „dry-fields and waysides".

4) Schweinfurth, De la flore pharaonique (a. a. O.): „Eragrostis cynosuroides R. S. que les habitants de ce pays appellent halfa et qui n'est pas à confondre avec le vrai halfa de la Berberie". Vgl. auch weiter unten.

aus den Halmen der Pflanze hergestellt ist. Als früheste Beispiele liegen Mattengeflechte vor, die als Leichenhüllen für Mumien in kontrakter Lage dienten (gefunden J. de Morgan i. J. 1897 zu Naqâde). Aus der 12. Dyn. besitzen wir eine größere Anzahl von Täschchen, die aus rohen Halfagras-Stricken bestehend und mit allerhand Früchten gefüllt als Totenbeigabe in Gräbern von Gebelēn gefunden wurden (Abb. 3). Ebenfalls aus Gebelēn stammt ein offenes Halfagras-Körbchen. Darin fanden sich noch die unteren Teile von Weizen-

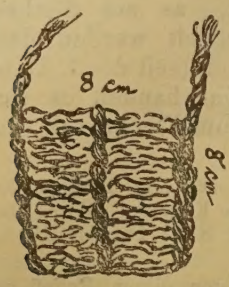


Abb. 3

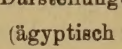
Abb. 4

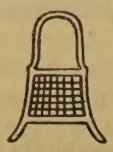
ähren, die in Nilerde hineingesteckt waren, um aufrecht in dem Körbchen stehen zu können (Abb. 4). Diese Beispiele lehren, daß das Halfagras in Ägypten von jeher zur Anfertigung von allerhand rohen Geflechten verwandt wurde[1].

1) Zu den Funden von Halfagras und dem daraus verfertigten Flechtwerk: Die erwähnten Matten (Mumienhüllen) aus Naqâde wurden von Schweinfurth untersucht. Die Täschchen oder Körbchen fanden sich wahrscheinlich im Grabe des Ani zu Gebelēn (Maspero, Fouilles de Gébéléin, Bull. d. l'Inst. Égypt. 1885 S. 420). Maspero setzte dieses Grab zunächst in die 20. Dyn., später schrieb er aber an Schweinfurth: „Les paniers de Gébéléin: probablement du tombeau d'Ani (XIe dynastie), mais je n'assistais pas à l'ouverture". Die Täschchen wurden von Schweinfurth (Die letzten botan. Entdeckungen in den Gräbern Ägyptens, Englers Botan. Jahrb. 8 Bd., 1. Heft 1886, S. 15 ⟨= Bull. d. l'Inst Égypt. 1886⟩ folgendermaßen beschrieben: „Das Material, aus dem die erwähnten Körbchen und Täschchen geflochten sind, besteht durchweg aus Halfagras. Die Ränder sind vermittelst Schnüren aus gleichem Material zusammengenäht, um den Inhalt festzuhalten. Die taschenförmigen haben einen korbartigen Griff ....." Drei ebensolcher Körbchen erhielt Schweinfurth 1898 von Mohareb Todros; sie stammten auch aus Gebelēn und befinden sich jetzt im Botanischen Museum zu Berlin-Dahlem, nach einem derselben (Größe 8×8 cm) wurde die obige Skizze (Abb. 3) hergestellt. [Im ägypt. Museum zu Berlin werden „12 Säckchen aus Palmfasern, für Früchte oder Getreide" ⟨Ausführl. Verzeichnis, 1899 S. 103; Steindorff, Grabfunde des mittleren Reiches II S. 30⟩ aufbewahrt, die aus dem ebenfalls zu Gebelēn aufgedeckten Grabe des Henui (12. Dyn.) stammen; sie haben nach Schweinfurth bei Schäfer, Priestergräber S. 152/3 „genau dasselbe Aussehen wie jene" oben erwähnten; für ein ähnliches Körbchen aus Palmfasern vgl. Kairo, Guide 4945, abgebildet bei Wreszinski, Atlas Taf. 19

Das Niltal zeichnet sich überhaupt, daran mag an dieser Stelle besonders erinnert sein, durch eine große Zahl von Gewächsen aus, die zu Flechtwerk feinster und gröbster Art verarbeitet werden können, so daß man in der Menge[1] des zur Verfügung stehenden Pflanzenmaterials (ganz abgesehen von der natürlichen

(b) 3.]
Wie aus vielen Darstellungen hervorgeht, ist die Form

(ägyptisch ), bereits im A. R. bekannt (v. Bissing, Gemni-kai I, Taf. XXVIII). Die kleineren Körbe dieser Art werden beim Aussäen und Ernten des Getreides benutzt, vgl. z. B. Wreszinski, Atlas I Taf. 19 (a) und 19 (b) 3 und die Getreidesäckchen in den Händen der Totenfiguren (*šwbtiw*)



z. B. Schäfer, Priestergräber — Weitere Funde S. 174 Abb. 17. von Eragrostis cyn.: G. Möller fand Rhizome der Pflanze in dem Speicher einer Priesterwohnung der 18. Dyn. zu Theben, Zeit Thutmosis IV. (Mitteilung von G. Möller 1920); diese Rhizome wurden von Schweinfurth bestimmt. Ein Bündel des Grases stellte Schweinfurth bei Untersuchung der aus dem großen Grabfunde von Dêr el-bahri (1881) stammenden Pflanzenreste fest, vgl De la flore pharaonique (a. a. O.) S. 25/26, Woenig, Pflanzen im alten Ägypten S. 132, Loret, Flore pharaonique[2] S. 20 Nr. 10, derselbe Sphinx VIII (1904) S. 154/55. — Diese Beispiele ließen sich noch bedeutend vermehren, weil die ursprünglich schon dem Erdreich angehörigen Rhizome des allverbreiteten Grases sich sehr häufig im Schutt der Ausgrabungen nachweisen lassen. — Die Skizze des Körbchens der Abb. 4 geht zurück auf Schweinfurths Tagebuch von 1885/86.

1) Über die zu allerhand Flechtwerk benutzten Teile der Dattelpalme vgl. oben Sp. 82, Anm. 2 für die arab. Namen s. Loret, Rec. d. trav. 16 (1894) S. 95 ff.; ferner: Schweinfurth, Über die Kultur der Dattelpalme (Gartenflora 50. Jahrg. S. 517) und ders., Arab. Pflanzennamen (1912) S. 227 ff. Außer der Dattel- und Dûmpalme, dem Papyrus und dem ägyptischen Halfagras sind für die Herstellung von Flechtwerk folgende Pflanzen von Bedeutung: Binsen (Juncus maritimus Lam.) (dient heute in erster Linie zur Verarbeitung von harten Matten auf den Fußböden ⟨s. Schweinfurth bei Spiegelberg, Koptische Etymologien S. 5⟩; im Altertum benutzte man die feinen Halme außer zum Schreiben auch zum Flechten zierlicher Körbe, Lendenschurze ⟨z. B. Ranke, Löwenjagdpalette S. 8 Anm. 1; Wreszinski, Atlas I Tafel 400⟩. Bei el-Aschmunēn fanden sich aus koptischer Zeit kleine Binsenmaulkörbe für Ziegenlämmer, um sie vom Saugen an der Mutter abzuhalten ⟨briefl. Mitteilung Schweinfurths⟩); Schilf (Saccharum biflorum Forsk. und Phragmites communis Trin.) (lieferte besonders weiche Schlafmatten): Cyperus-Arten (z. B. C. alopecuroides Rottb., im Fayum sogar kultiviert ⟨briefl. Mitteilung Schweinfurths⟩, vgl. auch A. Deflers, Ernest Sickenberger. Notice sur se vie et ses travaux (Extrait de la „Revue d'Egypte" 1897) p. 22. Die Schäfte wurden gern entrindet, bisweilen auch halbiert und dann besonders zu Matten, zu Kunstblumen usw. verwandt; das gleiche gilt für Scirpus maritimus L. und S. corymbosus Hne.), Ceruana pratensis Forsk. (aus den Stengeln dieser häßlichen Komposite band man die gewöhnlichen Handbesen zusammen, die sich häufig gefunden haben; heute fehlt

Begabung des Ägypters für alles Handwerksmäßige) wohl einen Hauptgrund für die große Geschicklichkeit zu erblicken hat, mit der seine Bewohner seit den ältesten Zeiten dieses Material zu Körben, Matten, Lendenschurzen, Stricken usw. verarbeitet haben[1], eine Handfertigkeit, die auch auf die ägyptische Ornamentik in mancher Hinsicht ihren Einfluß ausgeübt hat[2]. Hier sei nur an bekannte Dinge erinnert, wie an die nach Art von Körben und Korbgeflecht geformten und verzierten Steingefäße der Frühzeit, an die auf Flechtwerk zurückgehenden Urbilder mehrerer Hieroglyphen sowie an die eingelegten Fayenceplättchen aus der Stufenpyramide von Sakkara[3], die man nur als Nachahmung grüner Schilfmatten zur Wandbespannung erklären kann. Auch die ältesten Spiralmotive scheinen, worauf v. Bissing, Flinders Petrie u. a. mehrfach hingewiesen haben, gerade in Ägypten auf die Korbflechterei zurückzugehen[4]. Das Flechten ist bekanntlich auch die Vorstufe der Weberei, eine Tatsache, die allein schon aus dem ägyptischen Ausdruck für Weben *šḫt nḏ*, d. h. eigentlich „mit Flachsfaden flechten" hervorgeht[5]. (Schluß folgt.)

Ein verloren geglaubter Laut des Altägyptischen.

Von Hubert Grimme.

Wenn im Altägyptischen kein l geschrieben wird und dort, wo fremdsprachiges l wiederzugeben ist, dafür in der Schreibung r ( ) oder auch n ( ) bzw. nr ( ) eintritt, so bedeutet das, daß die Sprache einen Laut hatte, der, ohne eigentlich r, l oder n zu sein, doch gewisse Eigentümlichkeiten von ihnen in sich vereinigte. Dialektisch mag es allerdings im alten Ägypten auch l neben r gegeben haben; denn im Koptischen finden sich beide Laute nebeneinander, und vor der etymologischen Forschung erweisen sich beide als wohlberechtigt. Nun könnte es scheinen, als ob der altägyptische Laut, der r, l und n in sich vereinigte, später verschwunden sei. Aber Laute, die die Schrift nicht mehr ausdrückt, leben nicht selten in mündlicher Tradition noch fort. Daß dieses auch für den erwähnten altägyptischen gilt, möchte ich im folgenden zeigen.

Im Frühjahr 1918 untersuchte ich im Gefangenenlager Brandenburg einen Ägypter aus Port Said, einen Gefangenen von der ‚Wolf', namens Saʿīd Moḥammed auf seine Sprache. In den wenigen Stunden, die mir dafür zur Verfügung standen, schrieb ich eine kurze Liste von besonders gebräuchlichen Wörtern seines Dialekts sowie eine kleine Erzählung (ḥikāje) auf. Daraus ergab sich für seine Sprache, daß sie sich von dem Arabisch der Stadt Kairo, das man üblicherweise als das Ägyptisch-Arabische bezeichnet, ganz bedeutend entfernte und zwar besonders im Konsonantismus. So unterschied Saʿīd im allgemeinen etymologisches ṯ von t, ḏ von d, ẓ von ḍ; sein Ḳāf war stimmhaft (z. B. in ġāl ‚er sprach', tiġdêr ‚du kannst'), im Wortauslaut aber bei starker Verdünnung stimmlos (z. B. in bunduᵏ ‚Flinte', dᵉġēᵏ ‚Mehl').

Der Wortauslaut machte übrigens auch seine stimmhaften Laute b, d, ǵ (gesprochen dǰ) stimmlos und schwach (z. B. in kälᵖ ‚Hund', báraᵗ ‚Hagel', têrᶦᶜ — s. unten — ‚Schnee'). Im Inlaut klang ṯ bei heller Vokalfolge wie f (vgl. kᵉfīr = kᵉṯīr ‚viel').

Für alle diese Lauterscheinungen lassen sich wohl aus anderen arabischen Dialekten Analogien beibringen, nicht aber für einen sehr häufig in Saʿīds Sprache vorkommenden Laut, der mit einem r Verwandtschaft zeigte, aber auch eine Beimischung von l und gelegentlich auch von n enthielt. Ich möchte ihn als einen Zitterlaut bezeichnen, bei dem die Vorderzunge lateral schwingt und sich dabei den Oberzähnen nähert. Jeder Versuch von mir, ihn Saʿīd nachzusprechen, fiel zu dessen Unzufriedenheit aus.

Dieser Laut steht sowohl für altarab. r wie für l, allerdings nicht für jegliches r und l. So habe ich im Wortanlaut stets r und l in deutlicher Scheidung voneinander gehört, z. B. bei rēḥ ‚Wind', rās ‚Kopf', rᵉbēʒa ‚Frühling', lēl ‚Nacht', lᵉsān ‚Zunge'. Auch in der Ver-

---

fast in keinem ägyptischen Abtritt ein Ceruana-Bündel. Für einen geflochtenen Deckel aus Ceruana-Stengeln vgl. Lortet et Gaillard, Faune momifié IVe série (1908) S. 214—217 Fig. 157 u. 158); Tamarix (Rollmatten aus (mit Dattelbast) zusammengeknüpften Zweigstücken der Tamariske). — Diese Liste, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, genügt als Beweis für die Mannigfaltigkeit des Materials, das sich zur Herstellung des feinsten wie des gröbsten Geflechts eignete. — Für die hellenistische Epoche vgl. auch Reil, Gewerbe S. 123 f.

1) Noch jüngst hat v. Bissing auf die bekannte Tatsache hingewiesen, daß auch die ältesten Heiligtümer „Rohrhütten" gewesen seien (OLZ 1926 Sp. 309).

2) Vgl. Schweinfurth, Ornamentik der ältesten Kultur-Epoche Ägyptens (Verhandlungen der Berliner anthropolog. Gesellsch. 1897 S. 391—401, passim, besonders S. 398).

3) Berlin 1185 (Ausführl. Verz. S. 45); Borchardt AZ Bd. 30 S. 83; Schäfer, Propyläen-Kunstgeschichte II S. 31, 203, 584.

4) z. B. von Bissing, Der Anteil der ägyptischen Kunst am Kunstleben der Völker. (Festrede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der K. Akad. d. Wiss. am 9. März 1912) S. 58; De oostersche grondslag der kunstgeschiedenis (1925) S. 13, 46.

5) Erman-Ranke, Ägypten S. 535 Anm. 6.

dopplung klang mir l normal, z. B. bei kellímtak ‚ich habe dir gesagt', ġállô ‚er sprach zu ihm', ^{er}rās ‚der Kopf' (mit geflüstertem Artikel). Abgesehen von diesen Fällen beherrschte aber der erwähnte Mischlaut das Gebiet von etymologischem r und l. Wenn meine Aufzeichnungen einiges enthalten, was gegen die Allgemeingültigkeit dieser Regel zu sprechen scheint, so möchte ich solches auf ein Verhören meinerseits zurückführen. Dauerte es doch eine geraume Zeit, bis ich überhaupt die Eigenart des Mischlautes erkannte; so mag mein Ohr auch nachher ihn noch mehrfach überhört haben.

Am ständigsten trat nach meinen Notierungen *r* (wie ich den Mischlaut transskribieren möchte) für etymologisches r und l ein

1. im Wortauslaut hinter betontem langen Vokal; vgl.:
   für r: šijā*r* ‚Bäume' (auch als šijār^{n}, šijān notiert), ṯowā*r* ‚Stiere', ḫanzē*r* ‚Schwein';
   für l: rid^{j}ā*r* ‚Männer', 'aġfā*r* ‚Türschlösser', 'aġmā*r* ‚Läuse', 'afjā*r* ‚Elefanten', ṯ^{i}zā*r* ‚Gazellen', 'ṯwā*r* ‚lange', sē*r* ‚Regenstrom';
2. im Wortauslaut hinter Konsonant und Gleitlaut, vgl.:
   für r: baḫ^{a}*r* ‚See', ẓyf^{u}*r* ‚Nagel';
   für l: ġaf^{e}*r* ‚Türschloß', nah^{a}*r* ‚Fluß', nāḫ^{i}*r* ‚Nase';
3. im Wortinlaut zwischen betontem und unbetontem Vokal (bzw. Gleitlaut), vgl.:
   für r: ḫĕ*r*ak ‚dein Wohl', ḍē*r*^{i}s ‚Backenzahn', ṭa*r*^{a}f ‚Seite';
   für l: shā*r*an ‚wohl bekomm's! (سَهْلاً)', tê*r*^{ič} ‚Schnee', d^{j}ē*r*^{it} ‚Haut';
4. im Wortinlaut vor einem Konsonanten, vgl.:
   für r: má*r*ġad ‚Lager';
   für l: su*r*ṭān ‚Sultan', mā-tšē*r*-lī ‚nimmst du mich nicht mit?';
5. im Wortinlaut nach einem Konsonanten:
   für r: niḫ*r*oč ‚ich gehe heraus', báġ*r*a^{ā} [1] ‚Kuh';
   für l: 'ēb*r*ís ‚Teufel', 'áṣ*r*i ‚mein Ursprung';
6. im Wortanlaut als zweiter von zwei Konsonanten, vgl.:
   für r: d^{j}*r*ā ‚er lief', ḍ*r*āʒ ‚Arm', ḍ*r*ōs ‚Backenzähne'.

Ich nenne weiter noch Fälle wie: ṭfö*r* (oder ṭfön) ‚Knabe', rād^{j}ē*r* ‚Mann', tfáḍḍa*r* ‚sei so gut!', 'ébi*r* (oder ébin) ‚Kamele', náḥsē*r* ‚wir treffen'.

Dagegen geben meine Aufzeichnungen den Laut *r* nicht in Fällen wie: wála^{t} ‚Sohn', móra^{ā} ‚Weib', bēzzūl ‚Zitze', ḫābe^{l} ‚Strick', ʒēzil ‚Kalb' fílfil ‚Pfeffer', náʒal ‚Hufeisen', ġámla ‚Laus', ṭṓfla ‚Mädchen'.

Ich wage nicht, den von Sa'īd gesprochenen Mischlaut geradezu als eine Eigentümlichkeit von Port Said zu bezeichnen; denn dieser erst in neuerer Zeit entstandene oder groß gewordene Ort hat eine aus mancherlei Elementen gemischte Bevölkerung. Es muß einer an Ort und Stelle vorzunehmenden Untersuchung vorbehalten bleiben den Umfang der Verbreitung des Lautes festzustellen. Wahrscheinlich reicht dieselbe noch über gewisse Teile des Sinai, wo sich auch andere Eigentümlichkeiten des Konsonantismus meines Gewährsmannes wiederfinden. Ein deutliches Anzeichen dafür sehe ich in der Bemerkung des bekannten Sinaiforschers Alfred Kaiser in seiner Schrift ‚Der heutige Stand der Mannafrage' (Thurgau 1924, S. 32), daß der Alhagistrauch auf der Sinaihalbinsel den Namen ‚agūl oder agūr' trage.

Der erwähnte Mischlaut *r* läßt uns altägyptisches r, soweit es für etymologisches l steht, gut begreifen. Er hat anscheinend die koptische Zeit, die ihn nicht mehr schrieb, als dialektische Eigentümlichkeit überdauert und wird sich, als das Arabische die Sprache Ägyptens wurde, an einzelnen Punkten des Landes darin festgesetzt haben. Ein eingehendes Studium des seltsamen Lautes könnte vielleicht der altägyptischen Grammatik, in der die Lautlehre noch manche Lücken zeigt, allerhand Nutzen bringen.

1) Sa'īd nasalierte nicht selten die Femininendung a in der Weise, wie ich es auch bei Algeriern aus Oran und bei Rifberbern gehört habe.

Besprechungen.

Rühle, Dr. Oskar: **Sonne und Mond im primitiven Mythus.** Tübingen: J. C. B. Mohr 1925. (48 S.) gr. 8° = Philosophie und Geschichte. Eine Sammlung von Vorträgen und Schriften aus dem Gebiet der Philosophie und Geschichte. Heft 8. Rm. 1.20. Bespr. von H. Güntert, Heidelberg.

Der Vortrag behandelt auf Grund von Märchen und Sagen die Anschauungen primitiver Völker von Sonne und Mond. Der Stoff wird in drei Abschnitten behandelt; zunächst werden Sonnenmythen besprochen: die Personifikation der Sonne als menschenähnliches Wesen, das oft mit einem besonderen Kopfschmuck gedacht ist, Beispiele für den zerstörenden Sonnenbrand und das Jonasmotiv. Bei den Mondmythen werden das An- und Abschwellen des Gestirns, Sagen zur Erklärung der Mondflecken, die Beziehung des Monds zum weiblichen Geschlechtsleben und die Vorstellung vom Mond als einem Totenfürsten erörtert. Den Schluß bilden Mythen von Sonne und Mond zusammen, die als Ehepaar, als Geschwister oder Freunde aufgefaßt werden. Eine systematische primitive Astralmythologie läßt sich nach dem Verf. nicht geben, reine Astralmythen sind überhaupt sehr selten.

Der Wert der Arbeit besteht in der klaren Materialübersicht und -zusammenfassung, wobei freilich ein spröder Stil mit kleinen, aneinandergeschobenen Sätzen etwas ermüdet. Wenn der Verf. gelegentlich auf höhere Kulturen zu sprechen kommt, sind seine Deutungen sehr bedenklich, so wenn er etwa im griechischen Hermes nach Sieckes Muster ein Mondwesen zu sehen geneigt ist (S. 31), oder wenn die Erschaffung Evas aus Adams Rippe mit der Mondsichel zusammengebracht wird (S. 33). Auch das Märchen vom Schneewittchen (und schon der Name der Heldin) soll auf den Mond hindeuten (S. 18). Wertvoll ist der Hinweis, daß das Licht (und die Wärme) nach primitiver Anschauung nicht in ursächlichem Zusammenhang mit der Sonne zu stehen braucht (S. 9): Das ist z. B. für die Entwicklung des iranischen Mithras von großer Bedeutung. Im übrigen läßt diese dankenswerte Übersicht über primitive Sonnen- und Mondmythen auf die Mühlen der „Mondmythologen" nur sehr spärliches Wasser tröpfeln.

Wesendonk, O. G. v.: **Über georgisches Heidentum.** Leipzig: Verlag d. Asia major 1924. (V, 103 S.) gr. 8°. Rm. 7.50. Bespr. von H. Junker, Hamburg.

Sein Tifliser Aufenthalt als Reichsbeamter hat den Verfasser, dessen Interesse für religions- und völkerkundliche Fragen bekannt ist, dazu geführt, sich mit dem georgischen Heidentum zu beschäftigen. Die geschichtlichen georgischen Quellen sowie die lebendige Überlieferung sollten dabei zunächst außer acht bleiben (s. aber SS. 55, 58, 61, 93). Er unterscheidet drei Schichten der vorchristlichen Religionsübung in Georgien. Als älteste gilt ihm der Kult von Sonne, Mond und Planeten. Daneben bestehe eine heidnische Volksreligion, und über ihr baue sich die Glaubenslehre der iranischen Oberschicht und der iranischen Herrscher Altgeorgiens auf. Der Verfasser behandelt zunächst „das Japhetitische Problem", dann die „religiösen Zustände" in den iranischen Außenbezirken, wobei er mit teils nichtssagenden, teils anders zu beurteilenden Tatsachen gegen Reitzenstein polemisiert, dem er gelegentlich auch Anschauungen zuschreibt, welche auf Andreas zurückgehen. Der nächste Abschnitt beschäftigt sich mit dem geschichtlichen Problem der Albaner und mit ihren Kultgebräuchen, soweit die griechische und armenische Überlieferung dafür etwas ausgeben. Erst die nunmehr folgende zweite Hälfte der Arbeit befaßt sich mit dem Heidentum Georgiens selbst und versucht die erwähnten drei Schichten voneinander zu scheiden. Der Verfasser ist überall anregend und besitzt eine große Belesenheit in der in Frage kommenden Literatur. Die referierende Seite der Arbeit verdient daher auch volles Lob. Um aber selbständig und entscheidend zu den angeschnittenen Fragen Stellung nehmen zu können, müßten dem Verfasser die iranische und georgische Literatur im Original zugänglich sein. Es sei schließlich noch erwähnt, daß nicht unbedeutsame Nachträge zu des Verfassers Schrift in Causica 2 (1925) S. 121—130 erschienen sind.

Marriott, J. A. R.: **The Eastern Question.** An Historical Study in European Diplomacy. Third Ed. revised. Oxford: Clarendon Press 1924. (XII, 564 S.) 8°. Bespr. von F. E. A. Krause, Göttingen.

Das Buch verfolgt einen ähnlichen Zweck wie der 1. Band von Rohde's „Kampf um Asien", nämlich die Schilderung des Balkan-Problems und der internationalen Fragen des Orients in ihrer historischen Entwicklung vom Auftreten der osmanischen Türken bis zum heutigen Tage.

Das zusammengestellte umfangreiche Material verliert an Wert für den Leser durch die einseitige und parteiische Einstellung des Verfassers, die überall hervortritt und das historische Bild oft in unzulässigem Maße entstellt. Insbesondere begegnen uns so sinnlose Ausfälle gegen Deutschland und alles Deutsche, daß auf eine nähere Besprechung des Buches an dieser Stelle verzichtet werden kann. Wir können diese Arbeit, die im Rahmen der „Histories of the Nations" (Oxford University Press) erschienen ist, nur bedauern.

Linden, Georg: **Arische und semitische Dichtung.** Bonn: Kurt Schroeder 1925. (IV, 163 S.) gr. 8°. Rm. 4—; geb. 5—. Bespr. von P. Merker, Greifswald.

Der Verf. sucht einen scharfen Gegensatz zwischen arabisch-jüdischer (semitischer) und arischer (griechischer, romanischer, germanischer, slavischer) Dichtung zu konstruieren und diesen an einer Reihe von eingehenden Analysen lyrischer, epischer und dramatischer Proben zu erweisen. Sicher wird es möglich sein, durch eine stärkere Betonung des rassenmäßig Bedingten der Erfassung dichterischer Kunstwerke einzelne neue fruchtbare Möglichkeiten zu eröffnen. Aber dies könnte natürlich nur auf der Grundlage exakt-wissenschaftlicher, rassenkundlicher Forschung in vorsichtigster Abwägung der hier noch vielfach schwebenden Fragen geschehen, niemals aber auf Grund völlig willkürlicher Gegenüberstellung altarabischer, altjüdischer und moderner Dichtungen von Angehörigen der jüdischen Rasse einerseits und griechischen, italienischen, französischen und deutschen Dichtungen andererseits, ohne Rücksicht auf Zeitstil und Individualstil, auf reine Kunstmäßigkeit oder volkstümliche Bindungen. Wenn dabei auch einzelne feinsinnige ästhetische Bemerkungen von starker Einfühlungsfähigkeit des Verfassers zeugen und einzelne Beobachtungen — objektiv planmäßig ausgebaut — vielleicht zu gewissen Resultaten führen könnten, so werden solche Ansätze immer wieder durch die einseitige Auswahl zunichte gemacht. Heine und Hofmannsthal müssen als einzige Vertreter jüdisch-deutscher Dichtung die „Eintönigkeit" und plötzliche „Gipfel-

punkttechnik" der Semiten erweisen, sowie deren „Hemmungen gegen das Drama", zu welch letzterem Zwecke diese beiden ausgesprochenen Lyriker der vielleicht stärksten dramatischen Begabung, Heinrich von Kleist, entgegengestellt werden. Mit derselben Einseitigkeit wird etwa semitischer Rahmenerzählungstechnik einzig das „Dekamerone" verglichen, während Gottfried Keller oder C. F. Meyer ganz andere Ergebnisse zeitigen würden usw. usw. Jedenfalls dürfte weder der Orientalist noch der deutsche Literarhistoriker irgend einen nennenswerten Gewinn aus solchen willkürlichen Ausführungen ziehen können.

Frobenius, Leo, und Hugo **Obermaier: Hádschra Máktuba.** Urzeitliche Felsbilder Kleinafrikas. Mit 55 mehrfarbigen, 105 einfarbigen Bildtafeln und 11 Karten. München: Kurt Wolff 1925. (VII, 62 S. Text.) 4° = Veröffentlichung d. Forschungsinstituts f. Kulturmorphologie. Rm. 70—. Bespr. von Hubert Schmidt, Berlin.

Entgegen dem ursprünglichen Plane des Leiters der deutschen Expedition 1910 und 1914 nach Nordafrika, das Gesamtmaterial der unter seiner Leitung aufgenommenen urzeitlichsn Felsbilder in sechs Lieferungen herauszubringen (vgl. die Vorbesprechung des Referenten OLZ 1924 Nr. 11), liegt seit vorigem Jahre die Vollpublikation vor. Sie enthält nicht nur den Fundbericht von L. Frobenius (S. 1—24), sondern auch Obermaiers Bearbeitung des Bildmaterials unter dem Titel „Die kleinafrikanische Felskunst im Lichte der Vorgeschichtsforschung" (S. 25—62).

Auf einer Karte zu den Reisewegen der Expedition (1 : 500000) läßt sich die Verbreitung der Felsbilder im Berglande von SW., der Taghit-Oase, nach NO. bis Enfouß verfolgen. In drei großen Gruppen (Taghitgruppe im oberen Susfanatale, mittleres Susfanatal, Sahara-Atlas im NO.) beschreibt sie Frobenius und berichtet über seine Beobachtungen zu den Stil- und Zeitunterschieden. Für die Zeitunterschiede kommen hauptsächlich technische Gesichtspunkte in Betracht, wie Überschneidungen, Klopf- oder Punktmanier, die ihr folgende, auf Ausreiben beruhende Linientechnik und als dritte Stufe die Ausarbeitung der konturierten Fläche durch Glätten. Da aber Klopfen und Punktieren unter verschiedenen Umständen üblich ist, kommt noch der Grad der Patinierung dazu, um Älteres und Jüngeres zu unterscheiden. Im mittleren Susfanatale ist das Verhältnis der Felsbilder zur Lage der Grabtumuli von Wichtigkeit; an ihrem Zusammenhange zweifelt Frobenius nicht. Dabei lassen sich Fortschritte hinsichtlich Stil und Zeichnung beobachten, wie Angabe der Füße der Tiere, Aufgabe der Profilstellung durch Wendung des Kopfes. Nur ist es nicht ersichtlich, warum so die Felsbilder auf Stein- und Bronzezeit verteilt werden (Taf. 23. 24), während das Kamel der jüngsten Stufe (Taf. 25) zugewiesen wird.

Einfacher liegen die Verhältnisse, wenn auf naturalistische Bilder symbolische Zeichen (Swastika, Kreise u. a.) eingezeichnet sind. Am klarsten ist der Schluß aus der Tierwelt (Büffel, Rhinozeros u. a.) auf ein anderes Klima, bei dem in Sumpflandschaften, die mit Steppe abwechselten, eine üppige Vegetation sich entwickeln konnte, von der heut in den Oasen nur kümmerliche Reste übrig geblieben sind. Auf die „kulturelle" Bedeutung der Felsbilder möchte Frobenius aus dem Umstande schließen, daß die gegenwärtigen Berbervölker in den Tälern des Sahara-Atlas trotz ihrer Zugehörigkeit zum Islam an den Fundplätzen opfern, obgleich sie sonst nichts von den Felsbildern wissen.

Bei Frobenius vermißt man eine systematische Analyse des Bildmaterials und versteht es, wenn Obermaier von vornherein sich die Aufgabe stellt, die kleinafrikanische Felskunst in den größeren Rahmen der Urgeschichtsforschung im westlichen Mittelmeergebiet einzuziehen, d. h. Spanien und Nordafrika vergleichsweise nach verschiedenen Gesichtspunkten gegenüber zu stellen. Im ersten Teile (S. 25 ff.) werden verglichen ihr Klima zur Eiszeit, ihre fossile Fauna und ihre diluvialen Kulturen, wobei auch auf die späteren Entwicklungsstadien bis zum Beginn der Eisenzeit gerade im Hinblick auf den Charakter der jeweiligen Kunst hingewiesen wird. Besonders dankenswert ist die Uebersicht über die Steinzeitkulturen Nordafrikas, aus der sich ihr Verhältnis zu der Pyrenäischen Halbinsel ablesen läßt. Der zweite Teil (S. 33 ff.) ist der Felskunst gewidmet. Voran geht die vorgeschichtliche Felskunst Südwesteuropas, deren Erforschung in dem letzten Jahrzehnt soweit vorgeschritten ist, daß eine Zusammenfassung der Resultate unter Beifügung von fünf Übersichtskarten sehr erwünscht ist. Es stehen sich bekanntlich zwei völlig verschiedene Kunstkreise gegenüber, der franko-kantabrische (Karte I), dem als Sondergruppe Südspanien (Karte II) sich anschließt, und der spanische Ostkreis (Karte III, IV). Während die franko-kantabrische Kunst um die Wende der geologischen Gegenwart mit der jungpaläolithischen Kultur völlig verschwindet, entartet die den Kapsienvölkern eigene Ostkunst auf der iberischen Halbinsel zu einer linearen Symbolik, indem ihre Kultur zum Azilio-Tardenoisien fortschreitet. So verbreitet sich mit dieser Kultur auch die schematisierte Felskunst über ganz Spanien und greift nach Südfrankreich über (Karte V). Auf dieser Stufe einer Kunstentwicklung bleibt in Westeuropa auch der neolithische und kupferzeitliche Mensch stehen; ja sogar bronze- und eisenzeitliche Felsgravierungen in demselben schematischen Stile führt der Verfasser an.

Der zweite Abschnitt über die nordafrikanische Felskunst (S. 40 ff.) bildet eine selbständige Studie Obermaiers. Er legt ihr Flamands Werk zugrunde, dem Frobenius einen „krönenden Abschluß" gegeben hat. Seine Aufgabe ist, die Felsbilder stilistisch und zeitlich zu gruppieren und dann erst mit den südwesteuropäischen zu vergleichen. Der Verf. unterscheidet die naturalistischen Bilder als ältere Stufe von den jüngeren, halbnaturalistischen, während die libysch-berberischen Felszeichnungen von schematischen Menschen und Tieren nebst den zugehörigen Schriftzeichen verschieden beurteilt werden. Jedenfalls bilden die naturalistischen Bilder die „prähistorische Urschicht". Für ihre Altersbestimmung unterzieht O. die Tierarten einer genauen Analyse. Als wirklich erloschen kann nur der Alt-Büffel gelten. Theoretisch genommen wäre die übrige Fauna (Elefant, Nashorn, Giraffe, Löwe, Panther, Equiden, Rinder, Antilopen, Gazellen, Ziegen, Hasen, Strauß) modern, aber unter der Voraussetzung, daß Herden von Büffeln, Elefanten u. a. Pflanzenfressern im Sahara-Atlas sich herumtummelten, muß für die Zeit der Bilder auch eine andere Vegetation als die heutige vorausgesetzt werden: wasserreiche Wiesen- u. Waldlandschaft, d. h. ein Klima, das auf diluviale Zustände weist, was der Alt-Büffel bestätigt. Aber merkwürdigerweise wagt es O. trotzdem nicht zu entscheiden, ob die älteste Bildschicht „wirklich quartär" ist. Besonders wichtig erscheint ihm die Verteilung der Felsbilder innerhalb der Grenzen der Talregionen im Zusammenhange mit dem alten Kulturboden, dessen Spuren noch heut in alten Gräbern, Brunnenanlagen, Kümmerpflanzen und ganzen Oasen zu verfolgen sind. In diesem Zusammenhange sprechen die verschiedenen Bilderschichten für eine kontinuierliche Entwicklung durch lange Perioden hindurch. So würde sich auch das Auftreten von Haustieren erklären, wie Schaf, Ziege, Boviden, Hund. Auf solche jüngere Kulturschichten weist schließlich auch der Mensch mit seiner ganz schematischen Stilisierung. Eine bestimmte Datierung im einzelnen aber soll vermieden werden. Der Vergleich der nordafrikanischen Felskunst mit der südwesteuropäischen ergibt für Obermaier ihren grundsätzlichen Unterschied: sie laufen nebeneinander, ohne sich gegenseitig zu berühren. Aber weitere Aufschlüsse erwartet er von systematischen Ausgrabungen. Besonders kommt dabei die Bedeutung des kleinafrikanischen Neolithikums auch für die europäische Kulturentwicklung in Frage, für die die Probleme der Haustierzüchtung und des Steinschliffs der Lösung bedürfen.

So bedeutet die glänzende Publikation des Leiters der kleinafrikanischen Expedition zugleich einen neuen Antrieb zum weiteren Ausbau der europäischen Vorgeschichtsforschung.

Baumgärtel, Elise: **Dolmen und Mastaba.** Der Einfluß des nordafrikanischen Megalithgrabes auf die Entwicklung des ägyptischen Grabbaus. Mit 51 Abbild., davon 24 auf Tafeln. Leipzig: J. C. Hinrichs 1926. (40 S.) gr. 8° = Beihefte zum Alten Orient, Hrsg. Wilhelm Schubart, Berlin, Heft 6. Rm. 2.70. Bespr. von Th. Dombart, München.

Bisher konnte, ja vielleicht mußte man (mit Junker und Reisner-Mace) dazu neigen, im alten Ägypten für die stetige Entwicklung von den vorgeschichtlichen und frühzeitlichen Sand- und Ziegelgräbern bis zu den ausgebildeten Grab-Mastabas anzunehmen, der natürliche, vom Aushub der Grube beim Wiederzuschaufeln gebildete Grabhügel veränderlicher Konsistenz und vergänglicher Ansehnlichkeit sei durch künstliche Vergrößerung und Steinbefestigung mit der Zeit architektonisiert worden, bis er schließlich, in Ziegel- und Quaderbau übertragen, weit übernatürliche Dimensionen hatte und eine Gestalt annahm, die, bei ihrer Ähnlichkeit mit dem Lehm- und Backsteinhaus der Lebenden, als „Haus der Ewigkeit" gelten wollte für die Toten.

Dieser Gang der Dinge ist und bleibt an sich denkbar und erscheint mit nichten unbegründet, zum mindesten nicht unbegründbar. Dagegen will das sogenannte „Menesgrab" von Negâde logisch nicht so ohne weiteres in diese Entwicklungsreihe hereinpassen. Denn während beim ältesten ägyptischen Grabtyp, dem kunstlosen Sandgrubengrab, wie auch noch beim Endglied des ins Auge gefaßten Entwicklungsabschnittes, beim vollendeten Mastaba-Grab, die Leiche unterirdisch beigesetzt wurde, hatte das Fürstengrab von Negâde keinen solch unterirdischen Grabraum, sondern eine oberirdische Leichenkammer. Ohne eine gewisse Künstlichkeit und Unsicherheit in der Vorstellung vom Entwicklungsgang ist darum die Eingliederung dieses Negâde-Grabtypus in die versuchte Reihe nicht glatt zu vollziehen. Diese Schwierigkeit ist in Baumgärtels Arbeit richtig herausgegriffen und zum Ausgangspunkt eines Versuches genommen, wahrscheinlich zu machen, daß der Typus des sog. Menes-Grabes zu Negâde verständlicher erscheinen würde, wenn man erweisen könnte, daß zum altägyptischen Ur-Typus des Sandgrubengrabes frühzeitig auch noch der Typus des Dolmen- und Megalithgrabes mit Steinhaufenaufschüttung kam, deren Definition Baumgärtel bietet. Denn beim Dolmengrab ist die Leichenkammer zunächst oberirdisch, kommt aber zuweilen auch schon

versenkt vor, wie gleicherweise auch am Megalithgrab mit „geschichteten" Wänden.

Bei der Umschau in den bis jetzt vorliegenden, freilich sehr lückenhaften und unvollkommen Aufschluß gebenden Publikationen gelang es immerhin, wirklich ein bisher nicht als solches gewürdigtes, prädynastisches Dolmengrab ursprünglicher Gestaltung mit oberirdischer, aus wenigen großen Platten zusammengestellter Kammer nachzuweisen, zu Hierakonpolis; auch zu Naga ed-Dêr an die merkwürdigen, frühdynastischen Gräber mit Megalithanklängen anknüpfen zu können und in dem, zum Negâde-Grab-Typus gehörigen Grab Nr. 2185 zu Sakkâra, aus dem Ende der 1. Dynastie, Dolmenzusammenhänge in gewichtigen Zügen der Steinverwendung an diesem äußerlich als Ziegelbau erscheinenden Gebilde erkennen zu lassen, wobei übrigens die Grabkammer schon wieder nach urägyptischer Weise in den Boden versenkt erscheint.

Nach Erörterung auch noch gewisser Einzelzüge, (Kultnische, Einsteigeschacht usw.), glaubt Baumgärtel zu dem Schluß kommen zu können: „Die Entwicklung des frühen ägyptischen Grabes stellt sich uns jetzt so dar: Das für Ägypten in der Urzeit eigentümliche Grab ist das Sandgrab, das sich zum Grab mit Einsteigeschacht oder Treppe weiterentwickelt. In mittel- oder spätprähistorischer Zeit wird Ägypten bekannt mit dem Dolmengrab mit Steinhügel, wie es in Nordafrika gebaut wurde, speziell dem Bassinatyp mit Kultnische. Dieser Einfluß trifft vermutlich zuerst auf Oberägypten. Aus dem Dolmengrab hat sich dann unter Verwendung einheimischer Formen die Mastaba entwickelt. Dem Dolmen selbst — in Ägypten aus der Frühzeit bisher nur in Hierakonpolis erhalten — steht das Menesgrab am nächsten. Es begräbt noch oberirdisch und verdeckt die Grabanlage selbst mit dem Schalenbau, dem ägyptisch umgewandelten Steinhaufen mit Steinkreis, an dessen Außenwand ohne Verbindung mit der Grabkammer sich Kultnischen befinden. Später gewinnt das mit Einsteigeschacht oder Treppe versehene Sandgrab wieder stärkere Bedeutung; aus der Verbindung von ihm mit dem Dolmen entsteht der spätere Typus der Mastaba".

Soweit es z. Z. möglich war, vermochte B. diesen Aufstellungen Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Berechtigte Vorsicht freilich mußte die Verfasserin walten lassen bezüglich der Frage, ob wir annehmen sollen, daß das Megalithgrab mit zum Ureigentum der frühesten ägyptischen Bevölkerung gehört haben könnte, oder ob die Annahme einer Beeinflussung von außen, und zwar etwa von Südwesten her, tunlich erscheint. Denn Beobachtungen und Vorarbeiten zur Entscheidung dieser wichtigen und weittragenden Frage sind, wie Baumgärtel zugibt, noch nicht entfernt genug vorhanden. Darum tut Weiterarbeit not.

Davies, Norman de Garis: **The Tomb of two Sculptors at Thebes.** With Plates in color by Norman de Garis Davies, Nina de G. Davies, H. R. Hopgood and Ch. K. Wilkinson of the Egyptian Expedition. New York: The Metropolitan Museum of Art 1925. (XII, 76 S., XXXI Tafeln.) 49:37 cm = Publications of the Metropolitan Museum of Art Egyptian Expedition. Edited by Albert M. Lythgoe, Curator of the Department of Egyptian Art. Robb de Peyster Tytus Memorial Series Vol. IV. Pappb. $ 28—; Leinenb. $ 32—. Bespr. von Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.

Der vierte Band, leider der vorletzte der ganzen Reihe, ist dem seit Scheils schlechter Veröffentlichung unter dem Namen tombeau des graveurs bekannten Grabe gewidmet, aus dem ich, wie Davies vielleicht übersehen hat, die Tafeln 357—362 meines Atlas I genommen habe. Es ist eines der besterhaltenen und interessantesten der ganzen thebanischen Totenstadt, und seine Publikation in extenso ist dankbar zu begrüßen. Wie seine Vorgänger enthält dieser Band die Wandgemälde vollständig in Strichzeichnung, während die besten Stücke außerdem noch in Heliogravüre und in Farben wiedergegeben sind. So bleibt kein Wunsch unerfüllt, zumal die Farbentafeln nach Originalen von Frau Davies in der Echtheit des Stils und der adäquaten Technik kaum übertroffen werden können; über Davies' meisterhafte Strichzeichnungen ist ja kein Wort zu verlieren.

Der Text trägt auch wieder das echt Daviessche Gepräge, den Willen, über das Grab alles zu sagen, was überhaupt darüber zu sagen ist, und zwar nicht nur in rein sachlicher Hinsicht, indem er in eine Interpretation des Ganzen und des Einzelnen eintritt, sondern darüber hinaus untersucht er im ersten Kapitel die persönlichen Verhältnisse der beiden im Grabe Beigesetzten, indem er von der ungewöhnlichen Tatsache ausgeht, daß dieses Grab nicht nur einem Toten zur Wohnung gedient hat, sondern eben zweien. Es ist ja auch sonderbar genug, daß die verschiedenen sich folgenden Zeremonien bei der Bestattung mal dem einen, mal dem andren Manne gelten, daß gelegentlich aber sie auch beide zusammen erscheinen. Oft sind die Namen nicht über die Figuren geschrieben, so daß der pietätvolle Nachfahre, der das Grab besuchte, sich unter dem Abgebildeten vorstellen konnte, wen er wollte.

Den Zusammenhang zwischen den beiden Männern hat Davies ganz richtig in der Person der Frau gefunden, die fast in allen Szenen

mit dargestellt ist, sei es, daß sie mit beiden Männern nacheinander verheiratet gewesen ist, wie es am ehesten den Anschein hat, sei es, daß sie zu dem einen in irgendeinem andren Verwandtschaftsverhältnis gestanden hat. Hier ist Sicheres nicht zu ermitteln, und zu den Möglichkeiten, die Davies selbst erwägt, ließen sich unschwer noch andre finden, doch bleibt derlei ja immer nur ein anmutiges Spiel der Phantasie, ebenso wie die Frage, wie es denn zur Zuteilung der einzelnen Szenen an diesen oder an jenen Mann gekommen sei. Wir können das nach dem vorliegenden Material nicht entscheiden, und es ist im Grunde auch völlig belanglos.

Nach einem kurzen Abschnitt über den Werdegang und die Stellung des ägyptischen Künstlers bzw. Kunsthandwerkers wendet sich Davies den Realien zu: Lage und — im zweiten Kapitel — Wandgemälde des Grabes werden eingehend beschrieben. Hier erweist er sich wieder als der unvergleichliche Kenner der thebanischen Gräberwelt, dem zu jeder Einzelheit die Parallelen von überall her zur Verfügung stehen, so daß dieser Abschnitt für jeden Archäologen eine Fundgrube ist.

Howardy, G.: Fra Faraos Land. De vidunderlige Opdagelser og Udgravninger i Aegypten. Gennemset, af Vald. Schmidt. Med 104 Billeder, 1 Farvetryk og 1 Kort. Kopenhagen: J. H. Schultz 1925. (170 S.) 4°. d. Kr. 8.75. Bespr. von O. Koefoed-Petersen, Kopenhagen.

Vor mehr als 10 Jahren schrieb Verf. des hier zu besprechenden Buches in einer populären dänischen Serie „Schriften zur Förderung der Volksbildung" eine zweibändige Arbeit „De gamle Østerlande" (1907—10), in der er über die archäologische Arbeit im alten Mesopotamien und seinen Nachbarländern berichtete. In diesem Band, einer Fortsetzung der erwähnten Arbeit, sucht H. auf weniger als 200 Seiten uns eine Darstellung der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr regen Ausgrabungstätigkeit im Pharaonen-Reich zu geben. Das Buch ist nicht für Fachleute, sondern für weitere Kreise bestimmt, und so berücksichtigt es besonders die Verbindung zwischen Ägypten und Palästina mit Rücksicht auf die biblischen Erzählungen.

Nach einer Einführung, die über das Land Ägypten und die Kenntnis des alten Nillandes bis auf die französische Revolutionszeit berichtet, beginnt Verf. sein eigentliches Thema, die Darstellung der Geschichte der Ausgrabungen in Ägypten seit dem Schluß des 18. Jahrhunderts bis heute, d. h. bis zu der Entdeckung des Grabes Tut-anch-amun's.

Die Erforschung Ägyptens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts knüpft sich an vier große Expeditionen an: Napoleons I., Champollions, Rosellinis und Lepsius'. Durch sie wurde die Ägyptologie begründet und Material zu weiterer Arbeit geschaffen. Über diese wird in den ersten 3 Kap. (p. 23—41) berichtet. Die Darstellung der Ausgrabungsgeschichte vom Auftreten Mariette's bis heute hat H. nach Nationen eingeteilt: Die französischen Arbeiten unter den wechselnden Generaldirektoren von Mariette bis zum Weltkrieg, da Maspero wieder nach Frankreich übersiedelte (Kap. IV, p. 41—83), die englischen Ausgrabungen, deren Unterabteilungen nicht wie Kap. IV nach Personen, sondern nach Ausgrabungsorten zerlegt sind; diese Darstellung schließt, wie es eine populäre Schrift verlangt, mit einer ausführlichen Besprechung des Grabes Tut-anch-amun's und dessen Auffindung (p. 83—121), die deutschen Ausgrabungen (Kap. VI) mit der Arbeit bei Tell-el-Amarna als Schwerpunkt (p. 129—140), die österreichischen (Kap. VII), von denen leider nur ganz kurz erzählt wird, und endlich die amerikanischen (p. 143—153), wo auch von der Arbeit schweizerischer Forscher die Rede ist. Anmerkungen, chronologische Übersicht, Literaturverzeichnis und Sachregister schließen das Buch.

Der Verfasser ist vom Fach Assyriolog und steht natürlich unserer Wissenschaft vom alten Ägypten fern. Dies, in Verbindung mit dem volkstümlichen Charakter des Buches, erklärt manche Unebenheit in Disposition und Ausführung. Verf. beherrscht sein Thema nicht völlig und ist auch nicht immer in der Lage, die verschiedenen Arbeiten ganz nach ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Ägyptologie zu beurteilen. Der grundlegenden Expedition Napoleons I. und den höchst bedeutsamen Ausgrabungen H. Junkers werden je nur eine Seite gewidmet; die italienischen Ausgrabungen sind nur wegen ihrer Auffindung von Papyri in Fajûm erwähnt. Über Tut-anch-amun werden sieben Seiten geschrieben mit langen Referaten. Die Erwähnung des Fundes von den „Logia Jesu", welche Verf. scheinen „at väre mere värd end alt det andet" (Fajûm-Papyri), veranlaßt ihn, sie vollständig abzudrucken (p. 97). Weshalb hat er die „Schätze von Daschûr" zum größten Teil in den Anmerkungen versteckt? Sie sind für unsere Würdigung der altägyptischen Goldschmiedekunst von enormer Bedeutung. Ref. erscheint es auch zweckmäßiger, der Verf. hätte in der Einführung einen kurzen Überblick der Geschichte Ägyptens gegeben, statt der zerstreuten Bemerkungen an 18 Stellen im Buch, durch welche ein Register den Weg zeigen soll.

Immerhin hat H. es als Erster versucht, uns eine Darstellung der Geschichte der Ausgrabungen und der Erforschungstätigkeit im alten Nilland zu geben.

Chisda-Goldberg, Levi: Der Osirisname „Roi". Ein Osirisname in der Bibel. Leningrad 1925. Leipzig: Otto Harrassowitz. (23 S.) 8°. 1925. Rm. 1.25. Bespr. von A. Wiedemann, Bonn.

In der Benennung der Steppenquelle in der Erzählung von der Vertreibung der Hagar (Genesis 16, 24, 25) glaubt Chisda den Namen eines ägyptischen Gottes Roi zu erkennen, der der geburtsfördernde und Quellengott, also Osiris sei. Daß Roi ein ägyptischer Gottesname sei, zeige seine Verwendung in Eigennamen, da diese in Ägypten streng theophor wären. Der gleiche Gott finde sich in den Eigennamen Meroe und Sethroïten, wie der Verf. den Nomos, offenbar auf Grund des Akkusativs bei Plinius V. 9. 9, regelmäßig nennt. Bei letzterem bezeichne Seth die betreffende Gegend in der öden Trockenzeit, Roi nach ihrer Veränderung durch die Überschwemmung. Es folgt ein Verzeichnis von Worten aus dem Ägyptischen, Arabischen, Griechischen, Sanskrit, Slavischen, welche an ro, roi, ra anklingen sollen und etwas Ähnliches wie Wasser, wachsen, Reichtum, Wahnsinn der Liebe, Jugend, Freude u. s. f. bedeuteten. Die mit Roi-Osiris zusammenhängenden Vorstellungen gehörten einem universal gewordenen osirianisch-bacchischen Ideenkreise an, dessen Ursprungsland wahrscheinlich Indien sei. Die Untersuchung der Identifizierung des Osiris-Roi und des Sonnengottes Ra gehöre mehr in das Gebiet der speziellen Ägyptologie. Bei dieser werden die Ergebnisse und die Methodik des Verf.s jedoch kaum mehr Zustimmung finden wie bei dem Referenten.

Eitrem, S.: Papyri Osloenses. Fasc. 1. Magical Papyri. With 13 Plates. Published by det Norske Videnskaps-Akademi i Oslo. (The Academy of Science and Letters of Oslo.) Oslo: Jacob Dybwad 1925. (151 S.) 4°. Bespr. von K. Preisendanz, Karlsruhe.

S. Eitrem hat im Fayum einige griechische Zauberpapyri aus dem 4. nachchr. Jahrh. erworben, die er in einer wertvollen Publikation vorlegt. Die Texte sind sorgfältig ediert und mit dem nötigen kritischen Apparat versehen, der sich mit Hilfe der vorzüglichen photographischen Tafeln fast vollständig nachprüfen läßt; eine englische Übersetzung erleichtert die Interpretation, ein sehr ausführlicher Kommentar erklärt oft Zeile um Zeile, eröffnet den Zugang zum Verständnis der nicht immer ohne weiteres eingängigen Texte und sammelt alles Wissenswerte zu klaren und dunkeln Stellen. Das gilt für den Text der großen Rolle, die 371 Zeilen auf 12 Rektospalten und auf einem nicht nach Kolumnen geschriebenen Verso enthält. Vor anderen ähnlichen Papyri hat der erste Pap. von Oslo die sechs Illustrationen voraus, die absurde Dämonengestalten wiedergeben sollen und trotz ihrer kindlich naiven, durchaus unkünstlerischen Zeichnungen in die Vorstellungskreise jener abergläubischen Kreise Ägyptens gute Einblicke gestatten. Der Inhalt des großen Stückes setzt sich zusammen aus sieben neuen Beispielen des Liebeszaubers, aus Mitteln zur Verhütung der Empfängnis, aus Bannzauber und einigen Anweisungen zum Gewinn von Gunst und Sieg und zur Entkräftung von Gift oder Liebeszauber. In allen Fällen handelt es sich um Formulare für anzuwendenden Zauber, nicht um schon angewandte Praktik. Oft ergänzt dieser Fund unser altes Material sehr erfreulich, gibt Parallelen zu schon Bekanntem und wirft Licht auf bisher Dunkles. Bewegen sich auch die Anrufungen und Zauberworte hauptsächlich in den gewohnten Gleisen, manches Neue ergibt sich zweifellos da und dort. Auch für den Orientalisten wird eine genaue Durchsicht nicht fruchtlos bleiben, Ägyptisches und Hebräisches begegnet überall. Professor Beer-Heidelberg gab seine Erklärungen zu den Namen auf -êl (Kommentar S. 79 f.); C. Schmidt-Berlin erkannte in einer koptischen Formel Z. 316 den Dialekt vom Fayum und konnte daraus einen Schluß auf die Gegend der Entstehung des Pap. ziehen. Auf das feindliche Verhältnis von Osiris-Typhon wird öfters angespielt, als eine „great surprise" durfte Eitrem die Verwertung des altägyptischen Gottes Min bezeichnen, „den ein weißes Schwein gebar" (Z. 105); sonderbar berührt in dieser Umgebung die Zusammenstellung: „Sie, die N. N., soll mich lieben wie Isis den Osiris, und sie soll mir keusch bleiben wie Penelope dem Odysseus". Christliches begegnet in dem ersten Pap., soviel ich sehe, nicht, wohl aber im fünften der folgenden kleinen Stücke und Fragmente (2—6), die ihrem Inhalte nach noch nicht klar erkannt sein dürften und eingehendes Studium im einzelnen erfordern. Eitrem hat hier bedauerlicherweise auf Beigabe von Kommentar und Übersetzung verzichtet; vgl. meine Bemerkung zur Herstellung von Frg. 3 verso: Symb. Osl. 4, 1926, 60/1; Philol. Wochenschrift 1926, 407. Sehr interessant ist das rotzüngige Bild von Bes in Nr. 4, das einem Liebeszauber beigegeben wurde.

Wulff, O., u. W. F. Volbach: Spätantike und koptische Stoffe aus ägyptischen Grabfunden in den Staatl. Museen, Kaiser-Friedrich-Museum, Ägyptisches Museum, Schliemann-Sammlung. Hrsg. i. Auftr. des Generaldirektors der Staatl. Museen. Berlin: E. Wasmuth A.-G. 1926. (XIII, 159 S. Text, 135 S. Abb., 38 Mehrfarbendrucke u. 97 Lichtdrucktafeln.) 4° = Veröff. d. Staatl. Museen zu Berlin. geb. Rm. 125 —. Bespr. von M. Pieper, Berlin.

Das große, luxuriös ausgestattete Werk bringt einen Katalog sämtlicher im Kaiser-Friedrich-Museum, in der Ägyptischen Abteilung und in der Schliemannsammlung vorhandenen koptischen Stoffe. Leider fehlen die Stücke des Kunstgewerbe-Museums, was um so bedauer-

licher ist, als dadurch ein zusammengehöriger Fund, die vor 30 Jahren durch C. Schmidt aus Antinoë gebrachten Stoffe, die auf das äg. und das Kunstgewerbe-Museum verteilt wurden auseinandergerissen sind. Es ist daher zu begrüßen, daß demnächst sämtliche Berliner Stoffe aus Antinoë veröffentlicht werden sollen.

Über den koptischen Geweben hat ein eigener Unstern gewaltet. Wir haben so gut wie keine Fundberichte. Nur einige Stücke aus Antinoë, jetzt in Paris, die Gayet gefunden, sind in das 5. Jh. n. Chr. zu datieren. Die Funde von Th. Graf, die Funde aus Achmim-Panopolis sind zeitlich nicht festgelegt. 1913 kamen Funde auf den Kairener Antikenmarkt, die leider völlig zerstreut wurden. Sie stammten anscheinend aus Karrâra in Oberäg.; doch konnte die badische Grabung von 1913 und 1914 nur wenige Stücke bergen, das meiste war Raubgräbern zum Opfer gefallen. So bietet die kürzlich erschienene Publikation von Ranke und Abel nur geringen Ertrag. Man hat noch keine rechte Übersicht, was eigentlich vorhanden ist. Einige Stücke sind in der Sieglinsammlung und in dem III. Bande des großen Sieglinwerkes veröffentlicht. Viele Stücke sind im Krefelder Museum (s. darüber Schultze, Alte Stoffe, Leipzig 1920). Vieles verbirgt sich in Privatsammlungen. Einen wirklich brauchbaren Katalog hat nur das Londoner Viktoria- und Albert-Museum herausgegeben (von Kendrick, 3 Bde. London 1923 ff. / OLZ 1924).

Der vorliegende Katalog dürfte allen Anforderungen gerecht werden; die schönsten Stücke sind in wundervollen Farbentafeln, alle Stücke in Lichtdruck wiedergegeben.

Die Verf. haben die wichtigsten europäischen Sammlungen durchmustert, zu jedem Stück werden Parallelen, falls solche sich auffanden, angeführt.

Kurze Vorbemerkungen gehen dem Ganzen und den einzelnen Abschnitten voraus. Wie im Londoner Katalog werden die Funde zeitlich in drei Gruppen geteilt, hellenistisch, späthellenistisch und koptisch. Das ist vorläufig auch das einzig richtige, bis es möglich wird, die verschiedenen Einflüsse, die hier obgewaltet haben, zu sondern. Darüber ist ja ein lebhafter Streit entstanden, woher die Anregungen zu dieser den äg. Gräbern der Spätzeit entstiegenen Kunst gekommen sind. Zwei Anschauungen stehen sich gegenüber.

In seinem großen Werke: „Geschichte der Seidenweberei" hat O. v. Falke die koptische Textilkunst aus dem hellenistischen Alexandria hergeleitet. Nur für die Stoffe aus Antinoë hat er sassanidischen Einfluß zugegeben. Falkes Anschauungen, die in Fachkreisen großen Beifall fanden, werden noch einmal nachgeprüft werden müssen, sie stehen auf sehr schwachen Füßen. Wenn er z. B. das Kreisornament auf dem schönen Stoff aus Sancta Sanctorum in Rom (Tf. 1 der 1. Auflage) von dem äg. Lotusornament des Neuen Reiches herleitet, so ist die Ähnlichkeit so schwach, daß auch andere Erklärungen zulässig sind. Jedenfalls ist dies eine Argument nicht tragfähig genug, die ganze Hypothese zu stützen.

Falke gegenüber betonen Jos. Strzygowski und seine Schule (s. Dimand, Die Ornamentik der koptischen Wollwirkereien, Leipzig 1924, von mir in der Theol. Literaturzeitung 1924 besprochen) den sassanidischen Einschlag.

Der Wiener Kunsthistoriker hatte schon 1903 in einem Aufsatze des Jahrbuchs der preußischen Kunstsammlungen die Ableitung der koptischen Zierkunst aus dem syrisch-persischen Orient verfochten und hat seither in einer kaum noch übersehbaren Reihe von Veröffentlichungen die führende Rolle des arischen Orients (Armenien und Persien) zu erweisen gesucht. Er hat starken Widerspruch gefunden, und wie das leider so häufig geht, ist der Streit zwischen Str. und seinen Gegnern durch Hineintragen persönlicher Momente derartig unerquicklich geworden, daß ein Außenstehender sich scheut, sich einzumischen.

Starke Einflüsse von Syrien und weiter von Persien her sind bei den koptischen Stoffen ohne weiteres zuzugeben. Stoffe wie Nr. 6941 würde man ohne nähere Kenntnis sofort als sassanidisch ansprechen. Aber andererseits ist auch die hellenistische Grundlage unverkennbar. Der vorliegende Katalog enthält zwar keine Stücke, die direkt griechisch aussehen, doch soll sicherem Vernehmen nach z. B. die Sammlung des Musée Guimet derartiges enthalten. Aber der hellenistische Ursprung vieler Stücke der Berliner Sammlung, so der auf den ersten Farbentafeln reproduzierten, ist ganz unverkennbar. Wenn sie nicht so griechisch anmuten wie z. B. die Figurenporträts, so ist zu berücksichtigen, daß sie mehrere Jahrhunderte jünger sind, und daß die Stilumbildung, die zur byzantinischen Kunst führte, schon in vollem Gange war.

Es ist eine heute noch beliebte Methode in der Kunstgeschichte, eins oder wenige Ornamente auf ihren Ursprung zu verfolgen, und wenn man das erreicht hat oder glaubt erreicht zu haben, jede andere Kunst, wo sich die betr. Ornamente auch finden, für abhängig zu erklären. Und dann glaubt man am Ziele zu sein.

Das ist im Grunde die alte Morellische Methode, die es unternahm, durch Untersuchung gewisser Einzelheiten, z. B. der Ohren, das Werk eines Künstlers festzustellen. Sie ist

heute aufgegeben, und es ist mir fraglich, ob es den Arbeiten der modernen Ornamentforscher sehr viel anders ergeht. Vor fast 30 Jahren hat Fr. Wickhoff die ostasiatische Kunst lediglich auf Grund des Maeander-Ornaments aus Griechenland hergeleitet. Heute geht man oft den umgekehrten Weg, jetzt heißt es wieder einmal „Ex oriente lux!"

Meines Erachtens muß jede Untersuchung der koptischen Kunst, von der die Textilkunst einen sehr wichtigen Teil bildet, von der Kunst ausgehen, die nun einmal die nächstliegende ist, der altägyptischen.

Es ist bezeichnend, daß die Strzygowskischule sich mit aller möglichen Ornamentik beschäftigt hat, nur mit der altägyptischen nicht.

Eine Geschichte des altäg. Ornaments ist für die Kunstgeschichte ein Bedürfnis. Petries Egyptian Decorative Art ist kaum ein Ansatz dazu, v. Sybels kleine Schrift heute total veraltet. Das Beste steht in Riegls Stilfragen. In letzter Zeit hat man sich ausgiebig mit den Pflanzensäulen beschäftigt, das übrige dabei vernachlässigt. Jéquiers Werke streifen die Geschichte des Ornamentes kaum.

Um einige Ergebnisse festzustellen: Das Flechtband gilt heute mit Unrecht als vorderasiatisch, nur das Band mit kreisförmigen Schlingen läßt sich frühbabylonisch belegen, das Band mit eiförmigen und ovalen Schlingen hat sich gegen Ende des 3. Jahrt. v. Chr. aus der Skarabäenornamentik entwickelt und ist, wie sich durch Siegelzylinder beweisen läßt, von dort über Syrien nach den Euphratländern gewandert. Wenn es in der letzten Phase der äg. Kunst eine Rolle spielt, so mag die Anregung aus Syrien gekommen sein, aber es trat dadurch nur altes Erbgut ans Licht.

Altägyptisch ist der sog. unendliche Rapport, d. h. das betr. Ornament hat keinen organischen Abschluß, es wird durch ein Randornament gewaltsam abgeschnitten. Die Deckenornamentik des Neuen Reiches gibt davon ausreichende Belege. Riegl hat s. Z. nachgewiesen, wie die Assyrer durch geschickte Eckenbildung über die äg. Ornamentik hinausgekommen sind. Auch der Ägypter ist bemüht gewesen, vom unendlichen Rapport loszukommen, wie die Ornamentik des MR. zeigt. Es ist ihm nur bei kleinen Flächen gelungen. Dieser Kampf zweier ornamentalen Prinzipien kennzeichnet auch die Kunst der koptischen Wirkereien, auch darin wird Altägypten wieder lebendig.

Es ist ja ohne weiteres klar, daß hier eine ganze Reihe von Figuren und Ornamenten auftreten, die nicht altägyptisch sind.

Dazu ist zu bemerken: Bei den engen Zusammenhängen zwischen altäg. Kunst und Religion mußte der größte Teil der alten Motive mit dem Auftreten des Christentums verschwinden.

Zweitens aber, und das ist das Wichtigere, die äg. Kunst war beim Einbruch der Perser und später der Griechen in ein Stadium getreten, das zu Neuerungen direkt aufforderte. Man nennt die Kunst der letzten Zeit Ägyptens die Kunst des Verfalls. Es ist an der Zeit, diesen gefährlichen Ausdruck hier ebenso zu vermeiden, wie er aus der Geschichte der altchristlichen und der Barockkunst schon längst verbannt ist. Die Ornamentik der Spätzeit zeigt vieles Neue. Das alte flächenfüllende Prinzip (horror vacui genannt) wird zu Gunsten einer Ornamentik, die nur Teile der Fläche verziert, aufgegeben, die Tongefäße haben Formen, die bildliche Darstellungen aufnehmen können (die Keramik des Neuen Reiches kopiert die figürlichen Darstellungen der großen Kunst nicht). Die Plastik bringt Leistungen zustande, die an griechische Kunst erinnern; so wird der Streit um die Herkunft der grünen Köpfe erklärlich. In den Ptolemäertempeln in Philä zeigt jedes Kapitäl eine andere Form, was früher unerhört war.

Eine derartige Kunst war bereit, die Fülle von Anregungen aufzunehmen, die von Vorderasien und Griechenland hereinbrachen. So ist die hellenistisch-ägyptische und später die koptische Kunst entstanden.

Beide Richtungen lernen wir erst allmählich genauer kennen, um die Erforschung der hellenistischen Richtung haben sich in letzter Zeit eine ganze Reihe Archäologen bemüht.

Es ist an der Zeit, auch die koptische Kunst von einem weiteren Horizonte aus zu betrachten.

Eins steht fest: eine nationale Eigenart hat die koptische Kunst sich geschaffen. Die beiden Falke, Vater und Sohn, hatten ganz recht, wenn sie den Unterschied der koptischen und der hellenistischen Kunst hervorhoben. Mit vollem Recht hat Strzygowski schon vor 20 Jahren darauf hingewiesen, daß in der koptischen Literatur sich eine nationale Reaktion gegen das Fremde lebendig mache und daß ein gleiches a priori auch für die Kunst anzunehmen sei.

Die sassanidische Kunst ist u. a. die Kunst der Wappenbildung. Es muß eine Freude für jeden Heraldiker sein, zu sehen, wie hier die kunstvoll flächenhaft stilisierten Figuren einander gegenübergestellt werden. Das fröhliche Gewimmel auf den kreisrunden koptischen Gewandbesätzen hat einen ganz anderen Charakter. Wo die sassanidischen Fabeltiere auftauchen, werden sie umstilisiert, wenn auch, wie schon vorhin bemerkt, so manche Stücke rein sassanidisch anmuten.

Dieses Durchringen zu einem nationalen Stil zu verfolgen, ist m. E. die Hauptaufgabe der Geschichte koptischer Kunst; nicht die Feststellung, welche Motive aus der Fremde kommen.

Man mag sich eine Parallele, die uns vertraut ist oder sein sollte, vor Augen halten, die romanische und gotische Kunst des deutschen Mittelalters. Da ist man nur zu sehr den „Einflüssen" nachgegangen. Das hat dazu geführt, die Reichenauer Wandgemälde für französisch, die Kirche zu Gernrode für italienisch, und was nicht noch alles zu erklären. Emil Mâles Kriegsaufsätze dürften noch in Erinnerung sein.

Es ist doch sehr fraglich, ob man auf diese Weise in der Kunstgeschichte weiter kommt.

Es erschien dem Rezensenten dieses großen Werkes als eine Pflicht, darauf hinzuweisen, welche Aufgaben derartige Veröffentlichungen stellen, welche Schätze hier zu holen sind.

Im einzelnen hätte ich wenig zu bemerken. Ein paar Versehen sind mir aufgefallen. Auf Tafel 36 muß es heißen S. 135 statt 35. Im Register ist das erste dort aus Antinoë angeführte Stück im Katalog nicht als solches bezeichnet.

Nachtrag.

Seit ich dies geschrieben, bin ich dem wenigen, was wir an Fundberichten von koptischen Stoffen besitzen, genauer nachgegangen. Das Resultat ist ziemlich trostlos.

Was Forrer in Achmim gefunden, ist nur aus seinen 1895 erschienenen Reisebriefen aus Ägypten bekannt. Die 3 Tafelwerke, die er herausgab, sind vorher veröffentlicht. Die Reisebriefe machen allerhand Angaben, die nicht vielversprechend sind. Forrer unterscheidet 5 verschiedene Perioden:

1. Gewänder mit einfachen streifenförmigen Claven ohne jede Verzierung, die er mit den Grafschen Mumienporträts gleichsetzt.

2. Wie bei 1, aber mit in Nadelarbeit eingewirkter weißfarbiger Zeichnung. 1.—3. Jh. n. Chr.

3. Mehrfarbige Ornamente, Auftreten christlicher Symbole. 4. Jh.

4. Byzantinische Periode. 5.—7. Jh.

5. Arabische Periode. 8.—9. Jh., darunter zwei 900 u. 902 datierte Stoffe.

Eine größere Publikation, die diese interessanten Datierungen begründet, ist m. W. nicht erschienen.

In Antinoë haben Gayet und C. Schmidt gegraben. Genaue Fundberichte sind nicht bekannt geworden. Von der gründlichen Abhandlung von Ernst Kühn über Antinoë ist nur ein Teil (als Dissertation) erschienen.

Das alles bei einem Material, das lückenlos von der Antike bis zum romanischen Stil reicht. (Für letzteren s. z. B. Gayet, Le costume en Égypte, 1906, S. 228.)

Summa summarum: Die Ausgräber, die die Funde gemacht, haben ihre Schuldigkeit nicht getan. Vielleicht ist noch vieles zu ermitteln, wenn noch einmal Ausgrabungen in Antinoë gemacht werden, die genau feststellen, was eigentlich da ist.

NB. In der Brinkmann-Festschrift des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe, S. 387, ist von Funden in Trounka (Lycopolis) die Rede, die bis in das 13. Jahrhundert reichen sollen. Wo sind die veröffentlicht?

Feldmann, Prof. Dr. Franz: **Das Buch Isaias** übersetzt und erklärt. Erster Teil (Kap. 1—39). Münster i. W.: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung 1925. (XLVII, 478 S.) gr. 8° = Exegetisches Handbuch zum Alten Testament, begr. v. † Dr. J. Nikel . . . hrsg. von Alfons Schulz-Breslau, 14. Band, 1. Halbband. Rm. 15 —; geb. Rm. 17 —. Bespr. von F. Stummer, Würzburg.

Der Verfasser klagt im Vorwort, er habe seiner geschwächten Augen wegen der Textkritik nicht jene Aufmerksamkeit zuwenden können, welche ihr geziemt hätte. Ich kann diese Entschuldigung höchstens vom § 6 der Einleitung gelten lassen, der vom Text und den Übersetzungen handelt. Dieser scheint mir allerdings etwas mager ausgefallen und gar zu sehr auf die Bedürfnisse des Studenten zugeschnitten zu sein, der zum ersten Male ein exegetisches Kolleg besucht. Sonst wüßte ich nicht, wieso die Textkritik zu kurz gekommen sein sollte, zumal wenn man in Betracht zieht, daß ein Kommentar keine Spezialuntersuchung zur Textgeschichte ist. Überhaupt wäre es zu bedauern, wenn obige Bemerkung bei manchen Lesern die Wirkung hätte, ein ungünstiges Vorurteil über den ganzen Kommentar hervorzurufen. Der Verfasser hat mit großem Fleiße gearbeitet und seine Augen jedenfalls nicht geschont.

Das merkt man schon an der einläßlichen Einzelexegese, die kaum eine ernstlich in Betracht kommende Auffassung unerwogen läßt. Das Urteil des Verfassers ist ruhig abwägend und besonnen. Man erhält ein Bild vom Stand der Dinge. Nirgends wird eine falsche Sicherheit vorgetäuscht. Dasselbe ist zu sagen von der Behandlung der literarkritischen Probleme. Manche kühne Hypothese von Duhm, Marti und anderen muß sich hier eine wohlbegründete Zurückweisung gefallen lassen. Der Verfasser stellt natürlich die Möglichkeit nachjesajanischen Gutes nicht grundsätzlich in Abrede, ist aber in der tatsächlichen Anerkennung äußerst vorsichtig und begnügt sich, wo er an der jesajanischen Abfassung nicht strikte festhalten zu

können glaubt, in der Regel mit einem non liquet. Er steht also in der Reihe derer, die von dem Enthusiasmus, mit dem man früher ganze Kapitel des Buches in spätere und späteste Zeiten setzen zu können glaubte, abgekommen sind. Ob man allerdings cc. 13 und 14 als eine Umdeutung einer vom Propheten ursprünglich gegen Nineve gerichteten Weissagung auf den Sturz Babels fassen kann (S. 188), scheint mir doch zweifelhaft.

Den Anschluß an die Überlieferung wahrt der Verfasser auch in der theologischen oder sagen wir meinetwegen in der religionsgeschichtlichen Erklärung. Stellen wie 7, 14; 9, 5 ff.; 11, 1 ff. gelten ihm als messianisch im eigentlichen Sinn. Er hat diese seine Auffassung weitläufig und eingehend begründet. Bei diesem Bestreben ist er ja nicht ohne Bundesgenossen auch aus dem außerkirchlichen Lager. Der Unterschied ist aber der: was dort als Anlehnung an einen Mythos usw. aufgefaßt wird, ist bei Feldmann Auswirkung des prophetischen Charisma. Welche von den beiden Auffassungen der Persönlichkeit des Propheten, die auf ein ethisches und religiöses Verhältnis zu Jahwe gegründet ist, besser entspricht, kann hier unerörtert bleiben.

Natürlich kann man über Einzelheiten mit dem Verfasser streiten. Ob z. B. alle grammatischen Bemerkungen, die er bringt, auch in einen Kommentar gehören. mag man schließlich bezweifeln; sie lassen sich aber damit rechtfertigen, daß sie das Buch auch für den Anfänger zu einer willkommenen Hilfe machen. Bei c. 6, 9. 10 wäre m. E. zu erwägen gewesen, ob der Anstoß nicht auch (und leichter) behoben werden kann, wenn man die Worte Jahwes an den Propheten als schmerzliche Ironie auffaßt. Zwischen c. 7, 14 (עִמָּנוּ אֵל) und c. 9, 5 (לָנוּ ..... אֵל) einen vom Propheten beabsichtigten Gleichklang zu finden (S. 89), ist mir nicht möglich. C. 10, 28 wird Migron immer noch mit dem angeblichen Makrûn gleichgesetzt; vgl. aber Dalman in PJB VII (1911) 13 f.; XII (1916) 47 f. Zu c. 37, 38 wäre Ungnads Abhandlung in ZA 1923, 50 f. zu erwähnen gewesen, durch die Sanheribs Ermordung in Nineve einwandfrei bewiesen wird.

Doch das sind Kleinigkeiten, die bei einer so umfangreichen Arbeit leicht unterlaufen können und nicht ins Gewicht fallen. Der Eindruck bleibt bestehen, daß wir es mit einem Werk zu tun haben, in das viel Liebe zur Sache hineingearbeitet ist. Es wird jedem, der sich in das herrliche Buch des Propheten vertiefen will, gute Dienste tun.

Frazer, Sir James George: **Folk-lore in the Old Testament.** Studies in comparative religion, legend and law. Abridged edition. New York: The Macmillan Comp. 1923. (XXX, 476 S.) gr. 8°. $ 5—. Bespr. von Curt Kuhl in Suhl.

Der große Erfolg, welcher der Volksausgabe aus seinem zwölfbändigen Werk „The golden bough" beschieden war, ist für den Herrn Verfasser maßgebend gewesen, nun auch von seinen dreibändigen Untersuchungen zur at-lichen Folkloristik eine gekürzte Ausgabe in einem Bande zu veranstalten. Sie unterscheidet sich vom ursprünglichen Hauptwerk dadurch, daß einige Kapitel ganz fehlen und andere mehr oder weniger gekürzt worden sind. Leider sind auch fast alle, für ein solches Buch unbedingt notwendigen Anmerkungen mit ihren Quellennachweisen fortgelassen, so daß man für wissenschaftliche Arbeiten doch wird auf die große Ausgabe zurückgreifen müssen. Frazer hat es sich zur Aufgabe gestellt, zu versuchen, „on the lines of folk-lore, to trace some of the beliefs and institutions of ancient Israel backward to earlier and cruder stages of thought and practice which have their analogies in the faiths and customs of existing savages" (S. VIII). Mit unendlichem Fleiß und großer Umsicht ist so eine gewaltige Sammlung folkloristischen Materials aus allen Teilen der Welt, aus Altertum und Moderne zusammengetragen, der besonderen Absicht des Verf.s entsprechend unter eingehender Berücksichtigung der Primitiven; und das alles in einem Ausmaße, wie es der deutschen Wissenschaft infolge unseres jahrelangen Isoliertseins und unserer wirtschaftlichen Notlage zur Zeit einfach unmöglich wäre. Das Ganze gliedert sich in vier Abschnitte (Urgeschichte; Patriarchen; Richter- und Königszeit; Gesetz) und greift überall einige wichtige Punkte heraus, wobei es erstaunlich ist, festzustellen, wie weit verbreitet und wie „international" viele Stoffe in ihren einzelnen Zügen und Motiven sind.

Der erste Abschnitt (S. 1—152) handelt in fünf Kapiteln über Erschaffung des Menschen, Sündenfall, Kainszeichen, Sintflut und Turmbau zu Babel. Besonders bemerkenswert ist Fr.s Auffassung von Gen 3. Unter Ablehnung der bisherigen Lösungsversuche, die hier eine „Haupt- und eine Nebenquelle" statuieren, vermutet Fr. auf Grund seines dargereichten folkloristischen Materials, daß ursprünglich von zwei Bäumen die Rede war: dem Baum des Lebens, von welchem die Schlange (= Sinnbild der Erneuerung und Unsterblichkeit) aß, und dem Baum des Todes, der den ersten Menschen zum Verhängnis wurde. Wenn den beiden Motiven „the perverted message" und „the cast skin" und ihrer Kombinierung im einzelnen weiter nachgegangen wird, so steht dem entgegen, daß in Gen 3 die Schlange nicht vom Baum des Lebens ißt; auch erscheint sie hier nicht als ein Bote Gottes; ebensowenig finden sich im AT Spuren von der Unsterblichkeit der Schlange durch Abwerfen ihrer Schuppenhaut, wie sie etwa in der bab.-ass. Medizin eine Rolle spielte. Vielmehr erscheint sie hier als Vertreter des bösen Prinzips. Sie wurde dazu, da sie im Orient zu dem Ungeziefer gehörte, das im Hause umherkroch und sich oft von der Decke auf die nichtsahnenden Menschen herabfallen ließ (vgl. Meißner, Bab. u. Ass. I 410 und MVAG XIV 236 ff.). Daß sie als schwere Plage empfunden wurde, wird deutlich auch aus Israels und Ägyptens Bildersprache,

wo die Schlange als Vergleichsmoment für die menschliche Zunge (vgl. Psalm 140, 4), gefährliche Krankheiten usw. erscheint (vgl. Grapow, Bildl. Ausdrücke S. 96). Wenn Jes 11 bei der Überbrückung der Gegensätze im kommenden Reich des Friedens Säugling und Natter, Basilisk und Entwöhnter zusammen genannt werden, so weist das in die gleiche Richtung. Diesem hinterhältigen und gefährlichen Feind des Menschen schob dann die ätiologische Sage die Schuld an dem ganzen Unglücksdasein zu. Von hier aus ließen sich dann wohl auch Verbindungslinien zur mythischen tiâmat finden. Auch die Parallele mit Gilgamesch (S. 18) ist nicht durchschlagend; obwohl dort etwas Ähnliches wie ein Baum des Lebens (das Zauberkraut šîbu issahir amelu) und die böse Schlange vorkommt, fehlt doch das sehr wesentliche Moment eines bewußten Ungehorsams gegen ein göttliches Gebot. — Zur Flutsage ist (S. 67—131) ein ungeheures Material aus der ganzen Welt zusammengetragen. So dankenswert eine solche Übersicht auch sein mag, für das Verständnis der biblischen Sage bringt sie kaum Förderung, da für den biblischen Erzähler die babylonische oder sumerische Tradition, die sicherlich die älteste ist (S. 133), maßgebend gewesen ist. Dankbarer und für das AT ertragreicher wäre gewesen, wenn (S. 63) die hebräische Umformung der vorliegenden Sage und ihr Emporheben auf ein sittlich höheres Niveau klargelegt worden wäre.

Der zweite Hauptabschnitt (S. 153—262) behandelt den Bundesschluß mit Abraham nach den beiden Seiten der „retributiven" und der „sakramentalen" Theorie. Es folgen sechs Kapitel aus den Jakobgeschichten. Auf Grund eines großen Materials vermutet Fr., daß neben der Primogenitur noch ein anderes Erbrecht bestanden habe: die Ultimogenitur. Spuren davon glaubt Verf. vermuten zu können bei Isaaq und Ismael, bei Josef und Benjamin (Sohn der rechten Hand), im Segen über Efraim und Manasse, Peres, dem Vorfahr Davids, und Salomos Nachfolge auf dem Thron. Der Schreiber aus späterer Zeit, dem diese Sitte schon fremd war, habe sie als Ausnahme empfunden und durch die Geschichte vom Linsengericht zu motivieren gesucht (S. 204). Aber dann bleibt die Frage: Wie hat sich das eine aus dem andern entwickeln können, zumal Babylonien kein besonderes Erstgeburtsrecht kennt? Der erschlichene Segen enthält nach Fr.s Vermutung auf Grund seines Materials wahrscheinlich eine Erinnerung (wenn auch in mißverstandener Form) an eine alte gesetzliche Zeremonie „of new birth from a goat" (S. 223), wie aus den Motiven Gen 27, 9 und 27, 16 im Vergleich mit anderen Völkern hervorgeht. Weiter wird erörtert das „Weinen" bei der Begrüßung in Gen 29, 11, die Bedeutung des „Steinmals" und des „Essens" beim Bundesschluß (Gen 31, 45 f.); Jakobs Kampf am Jabbok, wozu Fr., fußend auf seinen Anthropological Essays (S. 136 ff.), Material beibringt zum Kampf mit dem Numen eines Flusses, um dessen Segen (oder Versöhnung) zu erreichen. Es folgen Bemerkungen und Parallelen zu Josefs (Zauber-)Becher.

Fraglich erscheint im dritten Hauptabschnitt (S. 263—349) Fr.s Ansicht über die Aussetzung des Mose, wenn er darin ein Gottesurteil erblicken möchte, um ihn zu legitimieren. Diese Geschichte ist voll von Sagenmotiven (vgl. Jeremias, ATAO; Gunkel, Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des NT, S. 69; Ed. Meyer, Die Israeliten und ihre Nachbarstämme S. 46 ff.); ihr Sinn ist deutlich: ätiologisch; sie will den Namen durch diese Sage erklären (Ex 1, 10). — Zu Simsons Kraft, die ihren Sitz im Haar hat, gibt es noch weitere Parallelen: die sieben Locken des Gilgamesch, wie er als Drachentöter abgebildet wird; das neugriechische Märchen vom Kapitän „Dreizehn" und das deutsche Märchen von den drei (goldenen) Haaren des Teufels. — Das „Bündel der Lebendigen" (1. Sam 25, 29) wird (vgl. dagegen Jes 3, 20) als Amulett erklärt. — Zur Befragung des Geistes Samuels wird gezeigt, wie weit verbreitet die Nekromantie gewesen ist. — Aus der mehrfachen Erwähnung der „Schwellenhüter" vermutet Fr., daß auch in Israel Respekt vor der Schwelle maßgebend gewesen ist und das Widerstreben, sie zu berühren, weil Geister dort nach einem weit verbreiteten Glauben ihr Wesen treiben. — Die Abneigung gegen Volkszählungen, die 2. Sam 24 mit vielen Völkern gemeinsam hat, beruht auf einem Aberglauben. — Dann wird noch gehandelt über heilige Eichen und Terebinthen und über die Höhen mit ihren Ascheren, die in der alten Volksverehrung eine große Rolle spielten, und über das Schweigen der Witwen, wobei Fr. seine These vom V. Int. RK 1909 wieder aufnimmt: „Witwe" wohl ursprünglich gleichbedeutend mit „schweigender Frau", weil ihr, um den Totengeist des Mannes zu beruhigen, bei vielen Völkern eine Zeit des Schweigens auferlegt wird.

Nach einer allgemeinen Würdigung des Gesetzes werden im vierten Abschnitt (S. 350—439) einzelne Satzungen und Gebote herausgegriffen. Der Dekalog Ex 34 charakterisiert nach Fr. die rituelle und damit die ältere Version, wie sich aus der Richtung der Zivilisation vom Ritus zur Sittlichkeit ergibt. In Ex 34, 26 (23, 19) liegt die Anschauung vor, daß „a sympathetic bond between an animal and the milk that has been drawn from it" bestehe; eine Auffassung, die sich bei vielen Hirtenvölkern findet, und die somit Rückschlüsse auf Israels Nomadenzeit zuläßt. Die Trauerbräuche (Ritzen der Haut, Scheren der Glatze usw.) sind, wie aus Dt 14, 1.; Lev 19, 27 f. usw. hervorgeht, heidnischen Ursprungs und dienen dazu, den Geist des Toten zu versöhnen (vgl. auch Jahnow, Leichenlied S. 13). Ex 21, 28 f. scheinen Motive der Blutrache vorausgesetzt zu sein; aus den beigebrachten Analogien geht die Tatsache hervor, daß das Tier an Stelle des Missetäters bestraft wurde. Zu Ex 28, 33 f. wird das Alter und die weite Verbreitung von Schellen und Glöckchen in magischen und religiösen Riten erörtert; ihr Zweck ist gewöhnlich die Abwendung böser Geister, zum Teil aber auch soll ihr Klang die Aufmerksamkeit guter Geister erwecken.

Leider ist mir die dreibändige Ausgabe des Werkes nicht zur Hand, so daß es für den Referenten schwer ist, über des Verf.s Untersuchungen ein eingehendes Urteil zu fällen. Aber auch von dieser einbändigen Ausgabe läßt sich sagen, daß es eine überaus verdienstliche und dankbar zu begrüßende Arbeit ist, die Fr. hier geleistet hat. Er ist dazu befähigt durch eine ausgezeichnete Kenntnis der Religionen, der Sitten und Gebräuche von Völkern und Stämmen. Dem allen wird nachgegangen von der Neuzeit bis in die ältesten Kulturstufen zurück und nach Ursprung und Bedeutung geforscht. Wünschenswert wäre mir erschienen, wenn die Märchenliteratur, welche einen Spiegel der Seele und der Anschauungen eines Volkes darstellt, in weiterem Umfange herangezogen wäre. Man wird nicht in allen Punkten zustimmen können; aber auch Fr. ist sich wohl bewußt, daß er nicht überall Endgültiges und Abschließendes bringt, und befleißigt sich daher der größten Vorsicht und Zurückhaltung in seinen Urteilen. Das Buch ist geschrieben unter Kenntnis und Verwertung modern-wissenschaftlicher Forschungsergebnisse (Gen 9, 5 f. ist wohl älter und

von P nur übernommen; vgl. Gunkel, Genesis). Ein Inhaltsverzeichnis von 18 Seiten, das über jeden Absatz Rechenschaft gibt, und ein ausführliches Register von 70 Spalten erhöhen den praktischen Wert des Buches. Die Sprache ist flüssig und allgemeinverständlich. Möchte das Werk seinen Zweck erfüllen und nicht nur bei Laien, sondern auch bei den Wissenschaftlern den gebührenden Dank finden.

Dubnow, Simon: **Die Geschichte des jüdischen Volkes im Orient**, vom Untergange Judäas bis zum Verfall der autonomen Zentren im Morgenlande. Autorisierte Übersetzung aus dem russischen Manuskript von Dr. A. Steinberg. Berlin: Jüdischer Verlag 1926. (595 S.) gr. 8° = Weltgeschichte des jüdischen Volkes von seinen Uranfängen bis zur Gegenwart. In 10 Bänden. Orientalische Periode Bd. III. Rm. 16 —; Hld. 22 —. Bespr. von Max Löhr, Königsberg i. Pr.

Dieser dritte Band des Dubnowschen Werkes umfaßt die Zeit von der Eroberung Jerusalems durch die Römer bis zu der durch die Kreuzfahrer, also ein volles Jahrtausend. Es ist eine Zeit, reich an wechselvollen Schicksalen — Rom, Byzanz, das sassanidische Persien, das arabische Kalifat kennzeichnen die verschiedenen Perioden —, reich auch an gelehrtem jüdischen Schrifttum, aber erschreckend arm an Geschichtswerken. Außer Josephus gibt es bis in das elfte Jahrhundert hinein keinen einzigen jüdischen Historiker, nicht einmal einen Chronisten. Das geschichtliche Material muß mühsam aus dem sonstigen jüdischen Schrifttum und aus den Überlieferungen der umgebenden Völker zusammengetragen werden. Dem Verf. ist diese Aufgabe dank seiner immensen Belesenheit mit bewundernswerter Präzision gelungen. Der vorliegende Band zerfällt in drei Bücher: 1. Die palästinensische Hegemonie unter der Herrschaft des heidnischen Rom (73—315 n. Chr.). Aus dieser, sechs Kapitel umfassenden Partie sei besonders das dritte, das geistige Leben zur Zeit des Synhedrion von Jabne behandelnd, hervorgehoben: Der alte und der neue Glaube, das antijudaistische Element im NT., der Judenhaß in der römischen Literatur u. a.; ferner das fünfte: Die Haggadisten und ihre Polemik gegen die Christen. Die Apologeten des Christentums und des Judentums. 2. Die palästinisch-babylonische Hegemonie unter der Herrschaft des christlichen Rom, Byzanz und Persiens (315—638). Dieser Teil ist m. E. ganz besonders interessanten Inhalts. Um das Wichtigste nur zu nennen: Julian Apostata. Die Zusammenstöße zwischen Christen und Juden und die Gesetze des Justinian. Das geistige Leben und der Abschluß des palästinensischen Talmud. Die „Midraschim"-Literatur und die Werke der Kirchenväter. Die geschichtliche Bedeutung des Talmud. Lebensführung und Sitten nach talmudischen Quellen. 3. Die babylonische Hegemonie zur Zeit des arabischen Kalifats bis zum Niedergang der morgenländischen Zentren (638—1099). Aus diesem Komplex sei verwiesen auf folgende Abschnitte: Die Kriege Mohammeds gegen die Juden (624—628). Die sozialen Verhältnisse in der Blütezeit des Kalifats von Bagdad (8.—9. Jh.). Die Beteiligung der Juden an dem internationalen Handel des Kalifats. Der Antitalmudismus und die Sekte der Ananiten. Das geistige Leben im Zeitalter der arabisch-jüdischen Renaissance. — Hierzu tritt noch ein Anhang: Zur Quellenkunde und Methodologie. Zur Epigraphik. Der Prozeß der Verwandlung der „mündlichen Lehre" in eine schriftliche. Die das Patriarchat betreffenden Dekrete aus den Jahren 415 und 429. Ferner eine Bibliographie mit zahlreichen Quellen- und Literaturnachweisen sowie ein Namen- und Sachregister.

Wininger, S.: **Große jüdische Nationalbiographie** mit mehr als 8000 Lebensbeschreibgn. namh. jüdischer Männer und Frauen aller Zeiten u. Länder. Ein Nachschlagewerk f. d. jüd. Volk u. d. Freunde. 1. Bd.: Abarbanel-Czernowitzer. Lief. 1—4. Cernăuti o. J.: Buch- und Kunstdruckerei „Orient". Bespr. von W. Windfuhr, Hamburg.

Ein Werk von ungewöhnlicher Größe und Bedeutung legt der rumänische Gelehrte der Öffentlichkeit vor. In 5 Bänden Lexikonformat, die aber wohl auf 6 anwachsen werden, da schon der erschienene erste Band den ihm zugedachten Inhalt nicht hat fassen können, sollen Lebensgang und Lebensleistung aller bedeutenden jüdischen Männer und Frauen von den Tagen der Tannaim bis auf unsere Zeit, einschließlich der vom Judentum abgefallenen, in knapper, volkstümlicher, aber doch wissenschaftlicher Form zur Darstellung kommen. Nicht zum Schaden des Ganzen neigt aber der so gewählte Mittelweg nach der Seite der Wissenschaftlichkeit. Von den acht, den ersten Band ausmachenden Heften liegen vier zur Besprechung vor. Sie umfassen die Namen Abarbanel bis Berachja. Man darf dem Verfasser glauben, daß er in den der Zusammenbringung des ungeheuren Materials gewidmeten zwanzig Jahren mühselige Arbeit geleistet hat. Dabei mußte sich ihm, wie hernach dem Benutzer seines Werkes, die Frage nach dem Umfang des Kreises der darin aufzunehmenden Persönlichkeiten in den Vordergrund schieben. Das Vorwort kennzeichnet ihn durch Männer der Wissenschaft, Schriftsteller, Journalisten; Maler, Graphiker, Bildhauer, Architekten; Musiker; Bühnenkünstler; Staatsmänner und Politiker;

Erfinder und Entdecker; Männer der Finanz, des Handels und der Industrie; Volksführer und Philanthropen; Kunstgewerbler — die in bunter, durch das Alphabet bestimmter Reihenfolge nacheinander vor den Leser treten. Nicht leicht dürfte man bei solcher Weite des Blickfeldes einen jüdischen Namen vergeblich suchen. Eher dürfte mancher darunter sein, den zumal nach hundert Jahren kaum noch jemand überhaupt sucht. Eine zweite Frage dem Werke gegenüber wäre die nach der Anordnung. Da hebräische, arabische und europäische Namen zu ordnen waren, hatte der Verfasser oftmals die Wahl zwischen verschiedenen Stellen der Einreihung. Er tat recht daran, sich stets für diejenige zu entscheiden, wo man nach der landläufigen Bezeichnung zuerst sucht, wie etwa Alfâssi unter A, anstatt sachlich richtiger unter Isaak ben Joseph, und sich an anderer Stelle mit einem Hinweis zu bescheiden. Aus dem gewählten Beispiel erhellt schon, daß auf phonetisch genaue Wiedergabe der Laute bei den Namen und ebenso bei den zitierten Büchertiteln im Interesse der Volkstümlichkeit kein Gewicht gelegt worden ist. Damit lassen sich allerdings Willkürlichkeiten, wie die Trennung des Abâsi mit einem b von dem gleich darauf richtig geschriebenen Abbas nicht rechtfertigen. Die dritte Frage endlich stellt sich nach dem, was nun die Biographien im Einzelnen bieten. In der Natur der Sache liegt es, daß ihre Ausführlichkeit nicht unbedingt im Verhältnis zur Bedeutung der behandelten Persönlichkeit stehen kann. Je weiter zurück in der Geschichte, desto spärlicher fließen meistens die Quellen auch bei zweifellos bedeutenden Menschen. Aber auch dessenungeachtet ist es bei der Mannigfaltigkeit der Sphären, aus denen die Personen stammen, dem einzelnen Beurteiler nicht möglich, sie alle zu kennen, geschweige denn ein Urteil über die beigebrachten Daten abzugeben. Was aus dem Gebiete des Rabbinismus geboten wird, und das macht einen sehr erheblichen Teil des Ganzen aus, erweckt durch schlichte Sachlichkeit, die in nicht allgemein anerkannten Dingen jeden Werturteils sich enthält, durchaus den Anschein der Güte und Zuverlässigkeit. Wenn die finanzielle Hilfe des jüdischen Gönners, die die Veröffentlichung des ersten Bandes ermöglichte, das Werk erst wird zu Ende geführt haben, wird es unbedingt ein Nachschlagewerk ersten Ranges bilden, mit welchem viele arbeiten, die mit jüdischen Dingen sich befassen. Es wäre möglich, obgleich es nicht wahrscheinlich ist, daß alsdann für die verschiedenen Kulturgebiete hinsichtlich der Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit des Werkes verschiedene Urteile sich ergeben. Doch wenn auch Berichtigungen bei einer derartigen Erstauflage nicht ausbleiben, sie wird inzwischen dem, der sich orientieren will, gute Dienste leisten, und überdies, dem Wunsche des Verfassers gemäß, dazu beitragen, in jüdischen Kreisen durch Aufzeigen des von den Juden geleisteten Kulturbeitrages neue Liebe zum Judentum zu wecken und alte zu stärken.

Sulzbach, Prof. Dr. A.: **Targum Scheni zum Buch Esther**, übersetzt u. m. Anmerkgn. versehen. Frankfurt a. M.: J. Kauffmann 1920. Rm. 1.80; geb. 2.50. Bespr. von W. Windfuhr, Hamburg.

Der Verfasser, sonst schon bekannt durch sein Bemühen, wichtige und schöne Stücke der jüdischen Literatur in jüdischen Volkskreisen lebendig zu erhalten, läßt in eben dieser Absicht auch diese Neuübersetzung des Targum scheni ausgehen. Durch den außerordentlich billigen Preis trägt der Verlag das Seinige zur Erreichung dieser Absicht bei. Darüber hinaus aber ist das Buch eine zuverlässige und für die Bedürfnisse eines nicht gerade rein philologisch interessierten Gelehrten durchaus brauchbare Arbeit, der nun nicht mehr auf die schon 1878 erschienene Übersetzung von P. Cassel allein angewiesen ist. Die Einleitung sucht die Zeit der Redaktion des Targums zu bestimmen, wobei sie nach Lage der Dinge nicht darüber hinauskommt, eine relativ späte Abfassung wahrscheinlich zu machen. Weiter weist sie auf den midraschartigen Charakter dieses Targums hin und sucht ihn zu erklären. Die gut lesbare Übersetzung stützt sich auf die Textausgaben von Munk und Cassel, die sie eklektisch benutzt. Sprachliche und sachliche Schwierigkeiten finden in den Anmerkungen angemessene Erläuterung. Für nichtjüdische Leser hätte hin und wieder noch eine dazugesetzt werden können. Daß sie teils unter, teils hinter dem Texte stehen, beeinträchtigt die Einheitlichkeit des Ganzen. Außer dem „ohne mit Wundertaten“ auf S. 13 Zeile 8, und „den“ statt „das“ Zepter auf S. 76 unten hätten sich noch mancherlei andere Schönheitsfehler in Druck und Interpunktion bei sorgfältiger Korrektur vermeiden lassen. Ob der neuzeitige Antisemitismus wirklich so lendenlahm ist, wie mehrfach behauptet wird, erscheint im Gedanken an das eine Wort „Rasse“ doch zweifelhaft.

Zeitlin, Solomon: **Megillat Taanit** as a Source for Jewish Chronology and History in the Hellenistic and Roman Periods. Philadelphia: Dropsie College 1923. (XII, 120 S.) gr. 8°. Bespr. von I. Elbogen, Berlin.

Die besonders durch die Forschungen von Graetz und Wellhausen bekannt gewordene „Fastenrolle“ wird vom Verf. einem erneuten kritischen Studium unterzogen. Seine Aufmerksamkeit gilt nicht so sehr dem Text, für den

er selbst das vorhandene kritische Material nicht voll verwertet (S. 65—68), als der Deutung der nationalen Gedenktage. Hier verfährt er durchaus selbständig und unabhängig von allen bisherigen Erklärungen; 14 Erinnerungstage verlegt er in die hasmonäische (S. 77—86), 13 in die römische Zeit (S. 87—115). Man wird nicht allen seinen Annahmen zustimmen können, muß aber immer das Bestreben nach Originalität anerkennen. Weit wichtiger aber als die Stellungnahme zu den Einzelheiten sind die einleitenden Kapitel über die Chronologie der 2 Makkabäerbücher (S. 6—16), die Reihe der Erlaßjahre (S. 17—32), die Unstimmigkeiten in den 2 Makkabäerbüchern (S. 33—44) und den von Josephus im „Jüdischen Krieg" zugrunde gelegten Kalender (S. 45—57). Der wertvollste vom Verf. verfochtene Gedanke ist der, daß, während II Makk. die Seleukidenära nach hellenistischem Brauche im Herbst 312 beginnen läßt, I Makk. nach jüdischer Rechnungsweise im Tischri des Jahres 312 schon das zweite Jahr begann. Ob damit alle Unstimmigkeiten beseitigt werden, bedarf näherer Untersuchung, immerhin verdienen Zeitlins Ausführungen gerade angesichts der durch die Auffindung der neubabylonischen Chronik akut gewordenen Frage des Beginnes der Seleukidenära Beachtung. Ganz überraschend ist auch die Feststellung, daß Josephus im Bellum den Kalender von Tyrus zugrundelegt, wodurch der Verf. in die Lage kommt, die dortigen Daten mit denen der Fastenrolle in Einklang zu bringen. Hier hängt alles von der Zustimmung zu seinen Deutungen ab. Die kurze Inhaltsangabe lehrt, daß uns ein gedankenreiches Buch vorgelegt ist.

Frank-Kamenetzki, J. G.: Proroki-Čudotworci. O mestnom proischoždenii mipha o Christe (Propheten-Wundertäter. Über den örtlichen Ursprung des Mythos über Christus) Leningrad 1925. (100 S.) Bespr. von L. Gulkowitsch, Leipzig.

Es ist bedauerlich, daß die beachtlichen wissenschaftlichen Leistungen aus dem neuen Rußland in Deutschland jetzt noch weniger als vor dem Kriege zugänglich sind. Verdienstvolle Forschungen in den verschiedensten Wissensgebieten werden nicht nur nicht übersetzt, sondern finden auch keinen Eingang in die Bibliographien, da es an sprachkundigen Berichterstattern fehlt. So ist es auch zu erklären, daß die anzuzeigende nicht umfangaber überaus gehaltreiche Schrift des angesehenen russischen Forschers F.-K., die bereits im Frühjahr 1925 erschien, bisher selbst der Fachwissenschaft völlig unbekannt bleiben konnte.

Es wäre sehr wünschenswert, daß eine Zentrale in Deutschland einheitlich für die Übertragung der wichtigsten fremdsprachlichen Neuerscheinungen wissenschaftlichen Inhalts Sorge trüge.

Im Vorwort seiner fesselnden Schrift gibt der Verfasser die Problemstellung; er wirft die Frage nach dem Ursprung des Wunderglaubens im N T auf und setzt sich durch seine Beantwortung insofern mit den geltenden Anschauungen in Widerspruch, als er die Hypothese aufstellt: die Wundermythen sind nicht den Anschauungen der benachbarten Völker entlehnt, sondern im palästinensischen Volksmythos seit vorisraelitischer Zeit bodenständig.

In der Einleitung setzt sich der Verfasser mit den herrschenden Theorien über den Ursprung des Auferstehungsglaubens auseinander (S. 7 ff.). Er gibt zu, daß er heidnischen Ursprungs ist, bestreitet jedoch, daß er erst kurze Zeit vor dem Auftreten Jesu von den Juden aufgenommen wurde (das.); vielmehr sind derartige Anschauungen auch bei den Juden altbekannt gewesen und dokumentieren sich in zahlreichen alttestamentlichen Erzählungen. Wenn derartige Vorstellungen bei den verschiedenen Völkern in abweichenden Fassungen auftreten, so braucht dies nicht auf Entlehnungen hinzudeuten, sondern unabhängig voneinander können die gemeinsamen Grundmythen mancherlei Gestalt angenommen haben. Im A T spielen Wundertaten schon in den Erzählungen des Mose, Josua, Elijja und Eliša' eine große Rolle. Es ist anzunehmen, daß in diesen Wundermythen Reste des alten heidnischen Volksglaubens sich erhalten haben.

Im ersten Kapitel „Das phantastische Element der prophetischen Legende" macht der Verfasser sehr beachtenswerte methodologische Ausführungen: Während die alte Schule der alttestamentlichen Exegese von den historischen Tatsachen ausgeht, um dann die Zutaten der dichterischen Volksphantasie davon zu sondern, schlägt der Verfasser den umgekehrten Weg ein (S. 27f.); er geht von den mythologischen Elementen und ihrer Verbreitung aus und gelangt von dort zur historischen Legendenbildung.

Das zweite Kapitel „Die parallelen Sagen über Mose und Josua" enthält interessanterweise die gleichen Auffassungen, zu denen ganz unabhängig und in völlig anderer Methode, wenn auch oft mit den gleichen Argumenten auch Löhr (OLZ 1926 Nr. 1) gelangte. Daß den russischen Autor die von ihm eingeschlagene Methode zu weitgehenden Übereinstimmungen mit einem Gelehrten vom Range Löhrs führt, kann nur für ihn und seine Methode sprechen. So bestätigt seine Darlegung die von Löhr angezogene Auffassung seiner Schülerin Frau Lic. Dr. Eva Gillischewski (deren noch unveröffent-

lichte Arbeit jedenfalls vor dem Erscheinen des hier angezeigten Buches verfaßt wurde und dieses nicht kennt), daß Mose und Josua sowohl zeitlich wie örtlich nicht in Verbindung gestanden haben können, sondern daß Josua für die nördlichen Stämme ein ähnliches gesetzgeberisches Werk vollbrachte, wie Mose für die Südstämme, und daß die Bibel willkürlich die Nachfolgerschaft des Josua erdichtete. — In demselben Sinne behandelt der Verfasser auch im dritten Kapitel „Die parallelen Sagen über Elija und Eliša'". Hier wird gezeigt, daß beide Legenden gleichen Charakters sind und nur gewisse Variationen enthalten. — Das vierte Kapitel schließlich, betitelt „Der Mythos vom leidenden Gott und die prophetische Legende", geht den Ursprüngen der neutestamentlichen Wundergeschichten im altjüdischen Mythos nach; es zeigt, daß Elemente der Anschauungen von der reinen Empfängnis, der Himmelfahrt, dem Opfertod und von einzelnen Wundertaten bereits in der prophetischen Legende des AT enthalten sind. Sie sind demnach nicht aus den realen Tatsachen des historischen Verlaufs, sondern aus dem Bestand des jüdischen Folklore entsprungen, welcher seit der vorisraelitischen Zeit sich in Palästina durch Jahrhunderte fortgeerbt hat. Ähnlich wie bei der Verheißung des עֶבֶד יהוה die Hoffnungen des Volkes auf eine Person übertragen wurden, ist die alte Mythe vom leidenden Gott und von der Auferstehung später auf Jesus übergegangen und dann willkürlich modifiziert worden. Schließlich weist der Verfasser auf die verwandten Züge der jüdischen Eschatologie hin, welche erkennen lassen, daß der Messiasglaube ebenfalls auf alte Elemente des jüdischen Mythos zurückgeht.

Diese gedrängte Zusammenfassung des selbst recht kurz gehaltenen Büchleins, welches sich auf andere Studien des gleichen Verfassers stützt, muß an dieser Stelle genügen, um nur auf die reichen Anregungen aufmerksam zu machen, die es bietet. Bei anderer Gelegenheit sollen die tiefschürfenden Arbeiten von F.-K. eingehend gewürdigt werden.

Haase, Prof. Dr. Felix: **Altchristliche Kirchengeschichte** nach orientalischen Quellen. Leipzig: Otto Harrassowitz 1925. (XVI, 420 S.) gr. 8°. Rm. 18 —. Bespr. von Th. Hermann, Hirschberg.

Als in der 2. Hälfte des vorigen Jahres der Verlag Harrassowitz eine Altchristliche Kirchengeschichte nach orientalischen Quellen ankündigte, mußte diese Anzeige über den Kreis der Fachleute hinaus besondere Erwartungen hervorrufen; denn so oft auch die KG der ersten Jahrhunderte dargestellt worden ist, von diesem Gesichtspunkt aus hat noch niemand, soweit bekannt, eine solche entworfen. Schon das Stellen der Aufgabe noch ohne Rücksicht auf die praktische Durchführung ist in hohem Maße dankenswert, es weist auf ein Gebiet mit einer Überfülle von längst der Bearbeitung harrenden Aufgaben.

Wie führt nun der Verfasser seine Absicht durch? Im 1. Abschnitt bespricht er die Fundorte der Handschriften, die Literaturgeschichten und sonstigen bibliographischen Hilfsmittel, sodann die syrischen Quellen, die armenischen Historiker, die christlich-arabischen Chroniken, die islamischen Geschichtschreiber und die äthiopischen Chroniken. Diese Quellen werden teilweise genauer charakterisiert, auch literarische Probleme kurz erörtert, so bezüglich der orientalischen Übersetzungen der Werke Eusebs und des Barḥadbšabba. Ein 2. Abschnitt, überschrieben Die Missionstätigkeit der Herrenjünger, geht zunächst ein auf den Ursprung des Christennamens, die allgemeinen Vorstellungen, die die orientalischen Quellen haben hinsichtlich der Ausbreitung des Christentums, die bei den späteren Schriftstellern als ungeheuer leicht vor sich gegangen vorgestellt wurde, und auf die Stellung zum Judenchristentum nach den Fragmenta Syro-Palästina ed. Land, den Gesprächen Jesu ed. C. Schmidt und der syrischen Didaskalie. Die orientalischen Anschauungen von der Ausbreitung des Christentums in 1. Palästina, 2. Libanon, Phönizien, Syrien, 3. Ostjordanland, 4. Mesopotamien, 5. Persien, 6. Kleinasien, 7. Thracien, Macedonien, Griechenland, 8. den Inseln, 9. Aegypten, 10. Italien und Spanien spiegeln sich vor allem in den Jüngerlegenden wieder. „Man projizierte in diesen Legenden vielfach die Lage des Christentums zurück, man gelangte zu einer völligen Verkennung der Schwierigkeiten, welche das Urchristentum hatte" (S. 47). Für Palästina wird besonders auf die apokryphe Erzählung über den Bau der ersten Kirche in Lydda hingewiesen und die Tendenz derselben zu bestimmen gesucht. Eine genauere Darstellung erfährt die Ausbreitung des Christentums in der Osrhoene und Persien in Abschnitt 3. Für die Osrhoene wird auch die spätere Gestaltung der Abgarlegende bei Salomon von Basra, Barhebräus und den Armeniern herangezogen; diese Erzählung gilt unserem Verfasser als unhistorisch. „Addai als Begründer des Christentums, Aggai und Palut dürfen als historische Persönlichkeiten und als die ersten Bischöfe von Edessa gelten. Ein unlösbares Rätsel aber ist die Versetzung Addais in die Zeit Abgars" (S. 84). Bemerkenswert ist hier weiter, daß der Identifizierung mit Abgar IX., wie man dies gewöhnlich tut, mit guten Gründen

widersprochen wird. Der Verfasser schließt sich dem Urteil Marquarts an, der in der Abgarerzählung eine Usurpierung der die Bekehrung des Königs Izates zum Judentum ca. 40 n. Chr. verherrlichenden Legende sah. — Für Persien wird natürlich die KG des Mšiḥazkha ausführlicher verwandt und besprochen. — Der 4. Abschnitt: Die Stellung der Kaiser zum Christentum, Christenverfolgungen und Martyrien, beweist, wie gering die Kenntnis der orientalischen Schriftsteller hinsichtlich der Geschichte des Westens nicht nur für die vor-, sondern auch nachkonstantinische Zeit ist. Von den Märtyrern bzw. Märtyrergruppen wird ein alphabetisches Verzeichnis mitgeteilt. Auch die orientalischen Überlieferungen von den Bischöfen zu Rom, Alexandria, Jerusalem, Ephesus und Konstantinopel — Abschnitt 5 — sind unzuverlässig genug. Ausführlicher kommt hier die ägyptische Kirche zur Sprache und von den Bischöfen Petrus und Dioskur I. Daran schließt sich noch ein Bericht über das Mönchtum. Eingehend werden im Abschnitt 6 die Konzilien Antiochia, Nicäa, Konstantinopel, Ephesus I und II und Chalcedon behandelt. In Bezug auf Antiochia, das der Verfasser mit Vorsicht in den März 325 (S. 246) verlegt, verteidigt er die Echtheit des im Syrischen erhaltenen Synodalschreibens. Für Nicäa teilt er die verschiedenen Bischofslisten mit und gibt zu ihm wie zu den anderen, besonders zum Chalcedonense aus monophysitischen Quellen, reiche und interessante Auszüge. Im letzten Abschnitt gelangen Leben und Lehren der Häretiker bis auf Eutyches zur Darstellung.

Der Verfasser nennt sein Werk: Altchr. KG nach orient. Quellen, charakterisiert es aber selbst als „eine Sammlung und Zusammenstellung von Materialien ohne eingehende Verarbeitung“ (S. X) und will sich mit seinem „Buch nicht an die orientalischen Fachkreise, denen das Folgende nichts Neues bieten kann, sondern an die weiteren Kreise von Historikern“ (S. 6) wenden. Mit klirrenden Worten lehnt er eine etwaige Kritik ab (S. X), mit Recht, insofern sie eine unbillige ist, die den Wert der Leistung herabzusetzen trachtet. Gewiß wird ihm niemand Dank und Anerkennung weigern, wenn auch der Titel des Buches zunächst Anderes erwarten läßt und bei der Absicht der Materialzusammenstellung der Vollständigkeit auch der Literaturangaben, ein besonderer Wert zufällt. Für die Kritik der Pachomviten z. B. möge man Boussets ausgezeichnete Untersuchungen in seinen Apophthegmata (S. 209—280), was wegen des Buchtitels leicht geschehen kann, in keinem Falle übersehen; und bei den Ketzerkatalogen sollte auch das Schreiben des Simeon von Beth-Aršam nicht fehlen (vgl. Baumstark, Gesch. syr. Lit. S. 146 Anm. 2); ist es schon kurz, so doch nicht ohne Wert. Der S. 232 genannte Barsuma ist alles Andere als ein Nestorianer, das zeigt schon das Folgende und was der Armenier Thomas Ardsuni berichtet, ist m. E. auf den nisibenischen Bischof Barsauma zu beziehen. Druckfehler fallen dem Leser mannigfach anf; ein ärgerliches Versehen dürfte „Papst Flavian“ (S. 138) sein, obschon die Orientalen zuweilen diese Form haben (vgl. S. 181, Anm. 3). Das Zitat S. 86 ist nicht in Ordnung und S. 242_{18} „vermitteln“ unverständlich.

Der Verfasser hat seine Darstellung nur bis zur Zeit des Chalcedonense geführt, da ihm mit Krüger die Bedeutung des Konzils groß genug sei, um einen Markstein in der Entwicklung zu setzen (S. IX). Schade, daß er sein Werk wegen andrer Aufgaben nicht fortsetzen kann, denn er bringt wie nur wenige die notwendigen Voraussetzungen an sprachlichen Kenntnissen mit, und an nicht wenigen Stellen seines Buches spürt man die genaue Vertrautheit mit den Problemen.

Bernard, Augustin: **Enquête sur l'habitation rurale** des Indigènes de la Tunisie, faite par ordre de M. Lucien Sainte, Résident Général de France à Tunis. Tunis: J. Barlier & Cie., 4 Rue Annibal, und Paris: Emile Larose 1924. (XIV, 101 S.; 1 Carte, 9 planches et 15 croquis dans le texte.) 8°. Bespr. von F. Stuhlmann, Hamburg.

Auf Veranlassung der Regierung wurde 1921 eine Erhebung gemacht über die Wohnungsverhältnisse der ländlichen Bevölkerung von Tunesien, vor allem zu dem Zwecke festzustellen, ob seit den früheren ähnlichen Untersuchungen in 1886, 1890, 1895 und 1906 wesentliche Veränderungen stattgefunden hätten. Es sollten in allen Verwaltungsbezirken die Zahl der Zelte, Hütten, Häuser und Erdwohnungen festgestellt werden, um hieraus auf die allmählich eintretende größere Seßhaftigkeit der Einwohner schließen zu können.

Es werden bezirksweise erst die Zelte aufgezählt, die teils als Dauerwohnungen, teils nur während der Feldarbeiten dienen. Es folgen die Hütten, die von den Franzosen „gourbi“ genannt werden, und zwar die „Kib pl. kiab“ aus Zweigen oder Stroh, und die „maamra pl. maamir“, deren Wände aus Lehm (toub) oder Steinen bestehen. Im äußersten Süden sind auch Rundhütten zu finden, „kib“ genannt, wenn sie Seitenwände aus Zweigen, „cachia“ wenn sie Seitenwände aus Steinen haben. Das ländliche Viereckhaus ähnelt teils dem in der Kabylie oder im Aures gebräuchlichen, teils ist es aus den Römerbauten abzuleiten. Ziegeldächer sind

seltener, meist hat man flache Dächer, oft mit kleinen Kuppeln.

Etwas ausführlicher werden die merkwürdigen Erdwohnungen behandelt, die im Süden Tunesiens verbreitet sind, und deren Gebiet sich weit nach Tripolitanien hinzieht. Kraterartige, tiefe Gruben sind in den Löß gegraben; in ihre Seitenwände treibt man stollenartig die Wohnungen, und ein schräger Gang von weit her dient Menschen und Vieh als Zugang zur Siedelung. Andere Wohnhöhlen sind in die Abhänge von Bergen, und zwar in weichere Schichten zwischen den horizontalen Bänken festen Kalkes, hineingegraben; sie haben oft vor ihrem Eingang einen Vorbau, der meist dem Vieh als Aufenthalt dient.

Eine weitere Art von Bauten sind rechteckige Häuser mit Tonnengewölben, die man im Süden „ghorfa" (also „Stockwerk") nennt, die vielfach serienartig nebeneinander und aufeinander gebaut werden, so daß ganze vielstöckige Burgen mit nur einem geschützten Zugang entstehen. Diese burgenartigen Gebilde dienen fast nur als Magazine und kommen allmählich außer Gebrauch, je mehr die Sicherheit im Lande zunimmt.

Wenn auch die Ergebnisse mit denen früherer Zählungen nicht recht vergleichbar sind, sehen wir doch, daß die Zahl der festen Wohnungen in einigen Bezirken bedeutend zugenommen hat. Man hofft die Seßhaftigkeit noch zu vermehren durch Zuweisung von Land an eingeborene Kleinsiedler, durch Anlage von Stauwerken und andere Maßnahmen. Wenn man die städtischen Wohnungen nicht berücksichtigt, so waren 1921 in ganz Tunesien 296123 ländliche Wohnungen, unter denen 79065 Zelte, 108109 Gourbis, 90000 Häuser und 18949 Höhlenwohnungen und Ghorfas waren. Im Jahre 1886 hatte man 64625 Zelte, 58403 Häuser und 20782 Gourbis; 1890 81135 Zelte und 57032 Häuser und Gourbis gezählt.

In Tunesien 1921

	Anzahl	Bewohner	% in Tunesien	% in Algerien
Zelte	79000	419000	22	25
Gourbis	108000	572000	30	40
Landhäuser	90000	477000	25	29
Höhlen und Ghorfas	19000	100000	5	—
Stadthäuser	66000	350000	18	6
zusammen	362000	1918000		

Auf der beigegebenen Karte kann man sehr schön sehen, wie die Häuser offenbar von der Ostküste ausgestrahlt sind und im Norden sich mit Gourbis und einigen Zelten mischen; wie in Mittel-Tunesien die Zelte fast alleine herrschen. An den Schotts, bei Gabes und auf der Insel Gerba tritt wieder das Haus auf, und im äußersten Süden nach Tripolitanien hin liegt das geschlossene Gebiet der Höhlen und Ghorfas. Auf einer Nebenkarte ist die Bevölkerungsdichte dargestellt. Zum Teil ist die Verteilung der Wohnarten natürlich auf Boden und Klima zurückzuführen, viel aber müssen bei der eigenartigen Verteilung auch geschichtliche und ethnographische Verhältnisse mitgespielt haben. Auf diese wird in der Arbeit von Bernard aber nicht eingegangen.

---

1. **Giese**, Prof. Dr. Friedrich: **Die altosmanischen anonymen Chroniken** in Text und Übersetzung herausgegeben. Teil II: Übersetzung. Leipzig: F. A. Brockhaus 1925. (170 S.) gr. 8° = Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, hrsg. von der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft XVII. Band Nr. 1. Rm. 12 —.
2. **Cacavelas**, Jeremias: **The Siege of Vienna by the Turks in 1683,** translated into Greek from an Italian work published anonymously in the year of the siege, by Jeremias Cacavelas, edited from an unpublished manuscript in the British Museum, dated Bucharest 1686, with Introduction. Text, English Translation, Notes, and Glossary, by F. H. Marshall. Cambridge: University Press 1925. (XXIII, 185 S.) 8°. 10 sh. Bespr. von W. Björkman, Hamburg.

1. Im Jahre 1922 konnte Giese trotz äußerer schwerer Hemmnisse den Text des „Anonymus" erscheinen lassen, wenn auch nur in einer lithographierten, etwas unübersichtlichen Form. Dieser Text bot inhaltlich und formell noch viel Problematisches, an dessen Erklärung seitdem eifrig gearbeitet worden ist. Giese selbst ließ seine die Probleme vorerst nur mehr aufzeigende Einleitung zur Textausgabe in den Mitteilungen zur Osmanischen Geschichte Band I drucken. Die jetzt vorgelegte Übersetzung umfaßt nicht den ganzen in der Ausgabe enthaltenen Text, sondern nur den eigentlichen, bis zum Jahre 896 (Bajezid) gehenden Anonymus; die bis 963 (Süleiman) reichende Fortsetzung von Muhieddin soll späterhin im Zusammenhang der späteren Chronisten behandelt werden. Die Übersetzung des Anonymus macht nun seinen Inhalt schon leichter benutzbar, aber noch nicht in einer abschließenden Weise. Denn einmal ist der Übersetzer mit sachlichen Anmerkungen überaus sparsam gewesen und will die Probleme an anderer Stelle im Zusammenhang besprechen. Ferner fehlt auch noch ein Index, so daß man vorläufig auf den des Textes selbst angewiesen bleibt. Bei der Ausarbeitung der Übersetzung stellten sich zahlreiche Verbesserungsmöglichkeiten des Textes heraus, welche jetzt in Anmerkungen der Übersetzung untergebracht sind. In vielen Fällen brauchte Giese nur auf eine andere Lesart seines so umfangreichen Variantenverzeichnisses zurückzugreifen. Der Wort-

laut der Übersetzung schließt sich eng an den türkischen Text an, vielleicht gar zu eng: an manchen Stellen hätte sich unbeschadet der Genauigkeit leicht ein lesbares Deutsch herstellen lassen. Sonst aber ist die Übersetzung, wie eine Nachprüfung zeigte, im allgemeinen zuverlässig und verrät eine recht reiche Belesenheit in der altertümlichen Ausdrucksweise dieser frühen Zeit. Ich gestehe gern, daß eine ganze Reihe Stellen mir erst durch Gieses Übersetzung klar geworden sind.

Ein ganzer Komplex von Fragen hängt zusammen mit dem bunten Sagenstoff über die Gründung Konstantinopels und die Hagia Sophia. Er ist vorwiegend aus den späteren Historikern und Ewlija bekannt, nimmt aber auch schon im Anonymus einen breiten Raum ein, S. 101 ff. der Übersetzung. Diesen Sagen hat Mordtmann seine Aufmerksamkeit gewidmet (vgl. schon Islam XIII 159 ff.), und Giese kann S. 100 bereits das vorläufige Ergebnis von Mordtmanns Forschungen mitteilen. Er kann schon jetzt in übersichtlicher Weise zwei Hauptversionen des ursprünglich byzantinischen Stoffes feststellen und sie auf ihrer Wanderung durch die osmanische Literatur verfolgen. Sa'deddin und Ewlija bringen die beiden sonst deutlich voneinander geschiedenen Versionen nebeneinander. Man kann Mordtmanns Einzelausführungen hierüber, die in den Mitteilungen zur Osmanischen Geschichte erscheinen sollen, mit Spannung entgegensehen.

2. Der im Titel genannte italienische Bericht über die Belagerung Wiens, nach welchem die neugriechische Übersetzung gemacht wurde, ist noch im Jahre 1683 gedruckt worden, aber völlig unbeachtet geblieben und sehr selten geworden und auch in keiner der bekannten Darstellungen der Belagerung benutzt worden. Er ist nach einer Angabe im Vorwort von zwei Freunden verfaßt, von denen der eine die Nachrichten sammelte, während der andere das Material zum Druck ordnete. Sie haben mit großer Schnelligkeit gearbeitet: der Bericht betrifft die Ereignisse bis zum 9. Oktober 1683, und noch in demselben Jahre wurde der Druck abgeschlossen. Der Grund dieser Eile war, daß die Schrift keine bloße Beschreibung der Belagerung liefern sollte, sondern den politischen Zweck verfolgte, für den Kaiser Stimmung zu machen. Für die Schilderung der Ereignisse scheinen im allgemeinen gute Quellen benutzt zu sein: dies kann der Herausgeber an einigen Beispielen zeigen, doch eine eingehende Untersuchung der Quellen steht noch aus. Diese wäre auch vorteilhafterweise in Deutschland anzustellen, da das Hauptmaterial dafür in den deutschen Bibliotheken vorhanden ist. Die beiden italienischen Verfasser sind ihrer ganzen Art nach viel mehr für große Linien und weite Perspektiven als für Genauigkeit im einzelnen, und zumal ihre allgemeinen Betrachtungen über die Methoden der Türken auf dem Balkan und die Charakterisierung der unter der Türkenherrschaft stehenden Ungarn muten beinahe modern an. Aus all diesen Gründen ist ihre Schrift als ein interessantes Dokument der Kultur jener Zeit zu bezeichnen. Der griechische Übersetzer der Schrift, über dessen Leben der Herausgeber in der Einleitung berichtet, war ein auf Kreta geborener Mönch, welcher auf weiten Reisen u. a. den Leipziger Professor Johann Olearius kennen lernte und später als Prinzenerzieher und Professor an einer griechischen Hochschule in Rumänien wirkte. Seine Übersetzung ist in sprachlicher Hinsicht ein Denkmal jener Stufe des Neugriechischen, auf welcher bereits zahlreiche türkische Fremdwörter Eingang in dasselbe gefunden hatten und noch weiter fanden, und repräsentiert für die Kultur- und Literaturgeschichte die Zeit der neugriechischen Renaissance in Rumänien.

Der Herausgeber stellt den griechischen Text und die englische Übersetzung Seite für Seite einander gegenüber. Interessanter wäre vielleicht eine solche Gegenüberstellung des italienischen und des griechischen Textes gewesen, zumal bei der Seltenheit des ersteren. Als Leser denkt sich der Herausgeber vor allem die englischen Studenten, welche nur das klassische Griechisch beherrschen, und gibt daher ein Verzeichnis der im Altgriechischen fehlenden Wörter des Textes, worunter natürlich eine große Anzahl türkischen Ursprungs sind. Diese werden dann noch in einer besonderen Liste erklärt, und zwar nach den einschlägigen Werken, da der Herausgeber selbst anscheinend nicht Türkisch kann, und im allgemeinen richtig. Ein allgemeiner Namen- und Sachindex beschließt das gut ausgestattete Buch und erleichtert das Wiederfinden von Einzelheiten.

Singh, Sadhu Sundar: **The Search after Reality.** Thoughts on Hinduism, Buddhism, Muhammadanism and Christianity. London: Macmillan and Co. 1925. (VIII, 105 S.) 3 sh. Bespr. von J. v. Negelein, Erlangen.

Die Darstellung ist in fünf Hauptkapitel gegliedert, von denen jedes in eine Anzahl von Unterabteilungen zerlegt wird. Wir erfahren über „Religion and Reality", „Hinduism" und die anderen, im Titel des Buches genannten Religionssysteme das, was der Verf. uns als Missionar des Christentums zu sagen für gut hält. Der Umfang der Kapitel ist ein sehr verschiedener. Während der christlichen Religion etwa die Hälfte des ganzen Büchleins gewidmet

wird, muß sich der Islām mit 44 Zeilen begnügen. Der Verf. erklärt zwar, die Wahrheit zu suchen, aber er setzt die Tatsache, daß sie nur beim Christentum zu finden, und zwar durch Verbalinspiration den Urhebern der biblischen Texte mitgeteilt ist, bei sich und seinen Lesern voraus. Über diesen Standpunkt zu diskutieren, wäre töricht: da Axiom und Beweisergebnis stets vertauscht und verwechselt werden, ist der Autor unangreifbar. Er sucht das Verständnis der religiösen Gebilde seiner Heimaterde nicht. Ihm fehlt die Kenntnis der elementarsten Tatsachen der indischen Religionsliteratur (S. 21) sowie der Auswirkungen des religiösen Lebens in Geschichte und kulturellen Gestaltungen. Scholastisch geschult, sucht und findet er in den von ihm oft fälschlich für Dogmen gehaltenen Glaubenslehren Widersprüche und wendet sich unter ihrer Hervorhebung mit dem ganzen verzerrenden Haß des Apostaten namentlich gegen diejenigen religiösen Gebilde, die seine Mutter ihn kennen lehrte, die allen jenen Millionen seiner Landsleute die Quellen eines höheren Denkens und Empfindens sind.

Ich glaube nicht, daß Sundar Singh seinen christlichen Brüdern oder Schwestern mit diesem Buch einen Gefallen oder Nutzen erwiesen hat. Auf Grund ganz ungenügender Sachkenntnis fremder Glaubensgebilde reizt er zu deren Haß, fordert er deren Bespottung heraus. Mir wurde in meiner Schulzeit in der Religionsstunde erzählt: Das Wort Christi „wer da sagt: ‚Du Narr', der ist des höllischen Feuers schuldig" — dieses Wort gelte vor allem den Religionsverhöhnern. — Sollte dem so bibelfesten Sādhu diese kleine Einzelheit entgangen sein?

Smith, Vincent A.: **The Oxford History of India.** From the Earliest Times to the end of 1911. Second Edition. Revised and continued to 1921. By S. M. Edwardes. Oxford: Clarendon Press 1923. (XXIV, 814 S., zahlreiche Abbildungen u. Karten.) kl. 8°. 14 sh. Bespr. von O. Stein, Prag.

Wie die 4. Auflage der Early History of India ist auch diese von Edwardes bis auf 1921 fortgeführte allgemeine Geschichte ein posthumes Werk des unermüdlich gewesenen Historikers. Die alte Geschichte Indiens nimmt in dieser sehr gut disponierten Gesamtdarstellung an 170 Seiten ein und ist eine kürzere Form der obengenannten Early History. Smith hat aber auch hier alle neueren Forschungen zu berücksichtigen gesucht. Die Hindu-Periode, die er mit Harṣas Tod beginnen läßt, wendet sich auch dem südlichen Indien zu, das in den Forschungen der letzten Jahre mit Recht mehr in den Vordergrund trat. Während die mohammedanische Periode auf 250 Seiten abgehandelt wird, sind der britischen über 300 Seiten eingeräumt; gerade diese beiden Bücher aber wird der Indologe mit Dank begrüßen, da ihm dieses Thema weniger vertraut ist. Zudem hat für die neuere Geschichte der Bearbeiter und Herausgeber, Edwardes, verbessernd eingegriffen. Nimmt man noch die Abbildungen und kleinen Karten hinzu, so bildet Smith's Oxford History wohl für lange hin die einzige gute Gesamtdarstellung der indischen Geschichte, die trotz aller Kürze nie die wichtigeren Behelfe anzuführen vergißt.

Macdonell, A. A.: **Hymns from the Rigveda.** Selected and metrically translated. Calcutta: Association Press; London: Oxford University Press 1922. (98 S.) kl. 8° = The Heritage of India Series. 2 sh. 6d. Bespr. von Wilhelm Printz, Halle a. S.

Die handlichen Bände dieser gut geleiteten Buchreihe bedürfen kaum noch einer besonderen Empfehlung; sie sind, bei recht guter Ausstattung, so billig, daß man ihnen heute auch in Deutschland eine recht weite Verbreitung wünschen darf. — Bei der vorliegenden Auswahl erforderten Raumrücksichten äußerste Beschränkung. Auf eine 12 Seiten lange, knapp und gut unterrichtende Einleitung folgen vierzig Hymnen mit meist ganz kurz gehaltenen Vorbemerkungen über die angerufene Gottheit u. dgl. Manches vermißt man ungern, so das Puruṣa-sūkta oder Lieder mit historischem Einschlag; auch wichtige Ākhyānas fehlen, andrerseits finden sich einige Lieder, die in anderen Auswahlsammlungen nicht anzutreffen sind, so I. 50, I. 185, VI. 6, VI. 71, VIII. 7, VIII. 71. Einen Teil dieser vierzig hat M. laut Vorwort in seinem (mir unzugänglichen) Vedic Reader (Oxford 1917) behandelt. Die Wiedergabe in Versform schmiegt sich dem Urtext im allgemeinen recht gut an, Flickwörter wie Auslassungen sind selten. Als Anordnungsprinzip ist wie in M.'s Vedic Mythology die indische Einteilung in Himmels-, Luft- und Erdengottheiten gewählt, mit der Kosmogonie X. 129 voraus und einem Anhang mit Ākhyānas usw. Vom religionsgeschichtlichen Standpunkt ließe sich dagegen manches sagen, wobei dann freilich auch Verschiedenheit in der Auffassung (z. B. Pūṣan als Sonnengott) mitspräche; sind Rātrī X. 127 und Araṇyānī X. 146 bei so knapper Auswahl nicht entbehrlich? wäre nicht die Aufnahme mehrerer statt bloß eines Sōma-Hymnus wichtig? — Nur wenige Einzelbemerkungen mögen folgen. In der Einleitung sind mir zwei Zeitangaben aufgefallen: „. . . the most ancient part of the Avesta, which can hardly be older than 800 B. C., is linguistically very close to the RV.: it is therefore unreasonable to assume that the Indians separated from the Iranians more than 500 years earlier,

or about 1300 B. C.". Aber vor den Gāthās, vor der Reform Zarathustras liegt doch noch die unmeßbare Entwicklung der altiranischen Volksreligion (von der immer noch schwierigen Einreihung der Mitanni-Götternamen ganz abzusehen), und ist es überhaupt zulässig, bei solcher Abschätzung ein einziges Argument anzuführen??[1] Wenn M. ferner Pāṇini „at the end of the fourth century B. C." (S. 9) setzt, so tut er dies doch offenbar in Hinblick auf den Alexanderzug wegen 4, 1, 49 (*yavanānī*), was nach Lüders' Ausführungen Sb. preuß. Ak. 1919, S. 744, Anm. 2 nicht mehr aufgewärmt werden dürfte. — Die Personifikation des *manyu* (S. 13) ist mit „Wrath" recht einseitig umschrieben, wie ein Blick in den betr. Hymnus X. 83 doch ohne weiteres ergibt; M. selbst übersetzt VII. 1. 61. 1. d zutreffend „burning zeal". Ähnlich ist X. 129. 3. d „by force of heat" (*tápasas*) im dortigen Zusammenhang für den Laien leicht mißverständlich. — I. 92. 8. b: „troops of friends" (*dāsapravarga*) ist wohl Druckfehler für „fiends"? Ich halte diese Wiedergabe nicht für richtig und will das gelegentlich an anderm Ort begründen. — X. 127. 7 hätte als Einschub gekennzeichnet werden müssen. — Zu X. 34 heißt es in der Vorbemerkung: „. . . Vibhīdaka, still used for this purpose in India". Nach Lüders, Würfelspiel S. 18 und 56 erscheint diese Angabe recht zweifelhaft. 5. b: „I'll stay behind my friends that go to gamble" ist ungewöhnlich frei übersetzt, recht hübsch dagegen 7. c: „Like boys they offer first and then take back their gifts" (gleiche Auffassung bei Geldner, RV.-Glossar). — X. 108. 8. d: „The Paṇis then shall all these boasts relinquish" (*vaman*), also nicht „revozieren" (Geldner a. a. O.), sondern „aufgeben", d. h. kleinlaut werden.

Penzer, N. M.: The Ocean of Story being C. H. Tawney's Translation of Somadeva's Kathā Sarit Sāgara (or Ocean of Streams of Story). Now edited with Introduction, fresh explanatory Notes and terminal Essay by N. M. Penzer. In ten volumes. II: (XXII, 375 S.) gr. 8°; III: With a Foreword by M. Gaster. (XXV, 365 S.) London: Chas. J. Sawyer 1924 u. 1925. Bespr. von O. Stein, Prag.

Es ist erfreulich, den Fortgang eines so wichtigen und trefflichen Unternehmens wie die Übersetzung des Kathās. durch Penzer anzeigen zu können (vgl. OLZ 1925, Sp. 548 ff.). Der Vorzug dieser neuen Übersetzung besteht, wie seinerzeit bemerkt, in dem wissenschaftlichen Apparat, den Anmerkungen, Exkursen und Anhängen. In Bd. II, der Kathās. III—V (= Kap. 15—26) enthält, finden sich diese kleineren Exkurse: über Polyandrie (p. 16 ff.), den Wahrheitsakt (p. 31 ff.; vgl. III, p. 179 ff.; über ihn hat Burlingame JRAS 1917, p. 429 ff. gehandelt); über Rāhu, den Dämon der Mondesfinsternis (p. 81 ff.); Penzer weist darauf hin, daß diese überall als eine Unglück bewirkende Erscheinung aufgefaßt wird und die Mythe keineswegs arisch oder auch nur indisch ist; p. 107 ff., n. 1, vgl. III, p. 60 ff., wird das Motiv der Belauschung berührt (dazu, wie überhaupt, wäre auf A. Wesselski, Märchen des Mittelalters, Berlin 1925, S. 203 ff., 220 f. zu verweisen; vgl. OLZ 1925, 621 f.); über die Rolle der Nacktheit bei Zauber handelt der Exkurs p. 117 ff.; das Potiphar-Motiv wird von Ost nach West (p. 120 ff.) verfolgt. Weniger bekannt sind die Abwehrmaßregeln gegen böse Einflüsse bei der Schwangeren und dem Kind in seinen ersten Jahren, die in der Verwendung von Eisen (in der Form von Waffen, Nadeln, Pflugteilen u. ä.) und Lichtquellen (p. 166 ff., vgl. III, p. 131 f., n. 3) bestehen; p. 214 ff. verweist Penzer auf die tantrische Partie in Bhavabhūtis Mālatīmādhava (Beginn des 5. Aktes; Kapālakuṇḍalās Rede gehört auch dazu, in der die Yoga-Lehre von den nāḍī und den 6 cakra im Körper genannt ist); die letzte Note (p. 240 ff.) beschäftigt sich mit der Kuh bei den Indern (s. u.). Drei Appendices sind diesem Bande beigegeben, deren erster die Sage von Purūravas und Urvaśī in neuer Beleuchtung zeigt. Frazers Theorie geht dahin, daß es sich um eine dem Märchen von Amor und Psyche ähnliche Geschichte handle, in der die Liebenden, die aus verschiedenen exogamischen Clans stammten, verschiedene tabu's zu beobachten hatten; die Nichtrespektierung des totemistischen tabu des einen Teiles durch den anderen hätte zur Auflösung der Ehe geführt „Totemism may have broken many loving hearts." Diese Theorie ist zu kompliziert, um wahrscheinlich zu sein, und Penzer hat sie mit Recht abgelehnt, ebenso F. Max Müllers Deutung der Sage als „Sonne und Dämmerung". Penzer möchte in dem Feuerakt ein Symbol für die Erlangung der Unsterblichkeit sehen; wie er aber selbst sagt, kommt die Feuerbereitung in der ältesten Form, Ṛgv. X, 95 nicht vor, sie wird X, 29 geschildert; er glaubt daher, daß das Motiv der Feuerbereitung erst später mit dem Mythos vereinigt wurde, um die Bedeutung des Feueropfers als Einweihungsritus zur Gewinnung der Unsterblichkeit darzutun (vgl. auch Hertel, Die arische Feuerlehre I, S. 136 zu Ṛgv. X, 95, 17). Mag das nun richtig sein oder nicht, für den in X, 95 vorliegenden Mythos von Urvaśī beweist es nichts. Appendix 2 (p. 263—72) handelt über den Schirm, besonders als Herrschaftssymbol,

1) Vgl. jetzt A. Christensen, Acta orientalia 4. 81—115.

gibt eine Übersicht über den frühesten Gebrauch von Schirmen in Europa, der in das 14. Jhdt. zu fallen scheint (nebenbei bemerkt der gelehrte Kommentator, daß es im Englischen für „Regenschirm" keinen Ausdruck gibt). Der 3. und umfangreichste Anhang (p. 275—313) hat einen seit Hertz nicht mehr selbständig behandelten Stoff zum Gegenstand: das Giftmädchen. Hier bietet der Verf. neue Ausblicke; einerseits könnte bei der Ausbildung der Sage von der tötlichen Umarmung, die neben Kuß, Blick die Hauptrolle spielt, die Tatsache einer (in ihren Ursachen unbekannten) venerischen Krankheit zugrunde liegen, andrerseits eine Übertragung der bei Schlangenbeschwörern vorkommenden Immunität gegen Schlangengift (immer aber nur einer Art) auf schöne Mädchen, die durch Verwundung des Liebhabers dessen Tod herbeiführen. Penzer glaubt, daß das Motiv des Giftmädchens aus dem klassischen Lande der Giftschlangen stammt; ein solches Mädchen existierte aber nie in Wirklichkeit, sondern ist die Erfindung eines Geschichtenerzählers. (Darf man nicht auch an eine Mitwirkung der psychischen Übertragung von der Schlange auf die Frau denken, die beide falsch und gefährlich sind, in einem Lande, wo der Mönch nicht müde wird, die Frau als Quelle allen Unheils darzustellen, wo jedes zweite Sprichwort die Notwendigkeit des Bewahrens der Frau und des Sichschützens vor ihr verkündet? Blick und Atem der Schlange gelten gleichfalls als lähmend und todbringend. Zur Literaturübersicht p. 281 wäre L. Levin, Die Gifte in der Weltgeschichte, Berlin 1920, hinzuzufügen.) — Ein Vorwort von Sir G. Grierson leitet diesen Band mit Bemerkungen zu einigen Stellen des Buches ein, in denen der Gelehrte Parallelen aus der mittelindischen Literatur und aus der neuesten Zeit bringt; unter diesen ist am interessantesten der Hinweis auf die tabu-Stellung der Kuh bei dem arischen Dardenvolk der Shin; Grierson möchte daraus folgern, daß die Kuh schon bei den Ariern tabu war, bei dem einen Zweig es blieb, bei den indischen Vettern aber zum heiligen Tier aufstieg. Ein Sanskrit- und Gesamtregister machen die Benützung dieses Bandes ebenso wie die des folgenden leicht.

Dieser Band III, der Buch 6 und 7 (=Kap. 27—43 umfaßt, wird durch eine kurze Abhandlung Gasters eröffnet, in der er die Verbreitung des Märchens zwar der Rezitation zuschreibt, aber diese von einer vorangegangenen schriftlichen Fixierung ausgehen läßt; darum glaubt er die anthropologische Methode, die im Märchen einen Niederschlag früher Kulturen und primitiver Zivilisation sieht, durch die historische ersetzen zu müssen, die jedes Märchen Schritt für Schritt auf seine älteste schriftliche Quelle zurückverfolgen soll. Penzer hat aber auch diesem Bande eine Reihe wertvoller Noten beigegeben: über Selbstverstümmelung (p. 20 f., n. 1), über den Kreuzweg (37 f.), über menschliche, belebte Figuren (p. 56 ff., 59 ist Čapek zu lesen), über den Doktor Allwissend (p. 75 f.), über den vermeintlichen Gatten (126 f.), über den Glauben, sich durch eine Totenhand, manchmal eine Kerze haltend, vor Überraschung beim Einbruch zu schützen („Hand of Glory" p. 150 ff.); wichtig ist das über den Zauberkreis (201 ff.; vgl. I, 190 ff.; II, 98 ff. n.) Ausgeführte. 203 ff. handelt über den Kampf sich fortwährend in andere Gestalten verwandelnder Wesen („Magical conflict"), 236 ff. über durch Zauber hervorgerufene Hindernisse („Magical Obstacles"), 250 f. über das Unmöglichkeits-Motiv, 257 über die Aśvin, 277 ff. über den Todesbrief. Von den beiden Appendices ist einer (p. 303—315) dem Niesen gewidmet, der zweite (319—329) dem Eunuchen in Indien. — Diese dürftige Inhaltsangabe wird dem Leser und Märchenforscher andeuten, welches Material in den zwei Bänden verarbeitet ist; Penzer hatte sich dabei der Unterstützung zahlreicher Gelehrten zu erfreuen, die Übersetzung hat Barnett überprüft (142, n. 1 in Bd. III = Kathās. 34, 174 ist nāgavana, nicht „grove of snakes" ist, sondern „forest of elephants").

Penzer hat ein wertvolles Unternehmen um ein großes Stück gefördert; aber die wissenschaftliche Auswirkung des Werkes wird durch den hohen Preis zu mindest eingeschränkt; ist es nicht möglich, eine wohlfeile Ausgabe, unter Verzicht auf die prächtige Ausstattung und das hervorragende Papier, zu veranstalten?

Bodding, Rev. P. O.: Studies in Santal Medicine and connected Folklore. Part I. The Santals and Disease. Calcutta: The Asiatic Society of Bengal 1925. (VII, 131 S.) 4° = Memoirs of the Asiatic Society of Bengal. Vol. X, No. 1. pp. 1—132. Rs. 5-1. Bespr. von Reinh. Müller, Liegnitz.

Der früher räuberische Volksstamm der Santals, im SO. von Behar, wurde nach der Rebellion 1855 von den Engländern militarisiert und zur Polizei verwandt. Die Ausbildung seiner medizinischen Anschauungen steht im wesentlichen noch auf der Entwicklungsstufe ursprünglicher Medizin und bildet an Hand der sorgfältigen Beobachtungen von Bodding ein ausgezeichnetes Studienobjekt. Diese primitive Medizin zeigt deutlich ihre beiden Komponenten der Empirie und religiösen Magie. Der letzte Bestandteil ist ausgebildeter an sich und unter dem Einfluß eines fremden Elementes, des Hinduismus. Die indische Kultur muß als die derzeitige Trägerin der ursprünglichen Enklave

angesehen werden und bestimmt in einschneidender Weise die Weiterentwicklung als ein Hauptfaktor. An Einzelheiten zur Gesamtübersicht: Die Santals fassen die Krankheit als etwas Unnatürliches auf in ihrem Leben, welches von Gott Ṭhakur vorbestimmt ist, der schon von sich aus Leiden als Strafe sendet. Besonders die bösen Geister, boṅgas, fressen die Gesundheit und Körpersubstanz und schaden auch mit Hilfe von Hexen, welche von entlegenen Orten Krankheitskeime holen. Nach der Tejo-Theorie werden viele Krankheiten durch kleinste Würmer hervorgerufen. Daneben besteht aber auch die Anschauung eines natürlichen Ursprunges der Krankheiten. Die Gottheit Cando (Sonne) hat die Samen der Heilpflanzen ausgesät. Bei Erkrankungen greifen die Santals zuerst zu entsprechenden Hausmitteln. Massage, Zugpflaster, Blähungen u. ä. werden angewandt und Ärzte raranič (ran = Medizin) treten in Funktion. Den breiteren Raum nehmen aber die Priester ohjas (hinduist. = Magier), ein; ihre exorzistische Tätigkeit wird eingehend abgehandelt. Aber auch die letzten verfügen über empirisch-medikamentöse Kenntnisse und Ansätze einer wissenschaftlichen Einstellung (wie Pulsdiagnostik u. ä.). Spezielle Belege und Ausführungen, z. B. Beschwörungsformeln, Festgebräuche, Lieder und Melodien vervollständigen die wertvolle Arbeit.

Binyon, Laurence: **Examples of Indian Sculpture at the British Museum.** 12 collotype plates selected. With an introduction by William Rothenstein and a foreword by Sir Hercules Read. London: India Society 1924. (12 S., XII Taf.) 4°. Bespr. von Wilhelm Printz, Halle a. S.

Eine kleine bunte Auswahl aus einer überreichen Sammlung, getroffen von ästhetischem Gesichtspunkt, in ausgezeichneten Wiedergaben. Ein Buddha-Kopf vom Boro-Budur ausgenommen, ist nur Indien und Ceylon berücksichtigt: von einer etwas gedrungenen und doch graziösen Yakṣinī aus Sānchī bis zu einer späten südindischen Bronze und einem undatierten, sicherlich nicht sehr alten, schönen granitnen Nandin. Für einen gelehrten Kommentar war in diesem Begleittext kein Raum, bei so kleiner Auswahl waren Stilunterschiede nicht zu demonstrieren, aber Rothenstein weiß auf wenigen Seiten eine sachkundige Einführung zu geben.

Kobe, Willi: **Mahatma Gandhi's Welt- und Lebensanschauung.** Hamburg: Agentur des Rauhen Hauses 1925. (167 S.) 8°. Rm. 3.20; geb. 4 —. Bespr. von O. Stein, Prag.

„Vorliegende Schrift will versuchen, die Lebensanschauung Gandhis, ihre Triebkräfte und ihre Beziehung zum indischen Volksleben zu umreißen." Der Verfasser läßt, um in seiner Darstellung nach Möglichkeit die originalen Gedanken des politischen Führers zum Ausdruck zu bringen, in Übersetzungen die einzelnen Programmpunkte in ihrer Entwicklung vorüberziehen. Man hat nun keineswegs den Eindruck, einen Politiker zu lesen, sondern ein religiöser und sozialer Reformator verkündet in sich nicht einmal widerspruchslose Lehren zur Befreiung seines Volkes, besser, der Bewohner seines Heimatbodens. Das Verbindende unter den Lehren Gandhi's ist das Gütige, Milde, der Abscheu vor Gewalt, alles auf religiösem Untergrund. Daß damit auch in Indien keine wirksame Politik zu betreiben ist, spricht gegen die Richtigkeit seiner Psychologie der Masse (die neuesten Ereignisse in Kalkutta beweisen das). Das Buch umfaßt 13 Kapitel: 3—11 sind der Ahiṃsā, Nonviolence, Satyagraha, Passive Resistance, Nonviolent Noncooperation, Civil Disobedience, Svaraj, Civilisation und Swadeshi gewidmet, die Rahmenkapitel 1, 2, 12, 13 behandeln religiöse Themen: Religion und Gott, Sittlichkeit, Hinduismus und Christentum. — Man hätte es gern gesehen, wenn der Verfasser seinen Standpunkt hätte noch mehr zurücktreten lassen; ohne einige Kenntnisse der indischen Erlösungslehren kann man aber Gandhi nicht verstehen; dazu gehört auch die Kenntnis der Sprache, in der sie geschrieben sind, an der es aber dem Verfasser, wie einige Fehler zeigen, fehlt.

Morse, Hosea Ballou: **The Chronicles of the East India Company trading to China.** 1635—1834. Vol. I—IV. Oxford: Clarendon Press 1926. (Vol. I: XXI, 305 S. Vol. II: VI, 435 S. Vol. III: VI, 388 S. Vol. IV: 425 S.) gr. 8°. Bespr. von E. Hauer, Berlin.

Mr. Hosea B. Morse ist den früheren und jetzigen amtlichen Vertretern aller Nationen in China durch seine trefflichen Werke „The Currency of China", „The Gilds of China", „The Trade and Administration of China" und „The International Relations of the Chinese Empire" ein alter Bekannter. Geborener Neuschottländer und amerikanischer Staatsbürger, trat er im Alter von 19 Jahren 1874 in den Kaiserlich Chinesischen Seezolldienst ein, in dem er unter Sir Robert Hart seine Laufbahn machte und zuletzt 1904 bis 1907 Statistical Secretary in Schanghai war. Er verließ China im Jahre 1907 mit Urlaub und schied zwei Jahre darauf endgültig aus dem Seezolldienst aus. Seitdem lebt Mr. Morse in England als sachverständiger Forscher auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Beziehungen Chinas zum Abendlande.

Die als letzte Frucht seiner mühsamen Studien in den alten Archiven der Ostindischen Kompagnie zu London vorliegenden vier Bände sind ein außerordentlich wertvoller Beitrag zur Geschichte des europäischen Chinahandels, der in keiner Bücherei der Gesandtschaften oder Konsulate irgendwelcher Nation in China fehlen sollte. Band I behandelt in 29 Kapiteln die

Zeit von 1635 bis 1774 und schildert auf Grund der alten Urkunden die mehr Piratenzügen als Handelsunternehmungen ähnelnden ersten Seefahrten der Portugiesen, Holländer, Franzosen und Engländer nach dem Fernen Osten. Wobei England — wie stets — die durch seine günstige insulare Lage bedingte Seegewalt rücksichtslos ausnutzte, um seine Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen. Sehr interessant sind die Berichte über die ältesten Faktoreien in Macao und Kanton, das Abenteuer des Kapitäns Weddell, der 1636 zum ersten Male die von ihm zu „Forts" erhobenen, aber nur mit 44 kleinen Feuerrohren und einer Handvoll Miliz ausgestatteten Steinhaufen an der Bocca Tigris vor Kanton bombardierte und nach der schleunigen Flucht der chinesischen „Braves" mit drei Fässern Schießpulver in die Luft sprengte! Kapitel 3 bis 5 geben Auskunft über Macao, Tongking, Taiwan (Formosa) und Amoy, Kapitel 16 über die 1720 gegründete „Merchant Guild", welcher der Handel mit den Fremden vorbehalten war, und Kapitel 17 über den „Hoppo", den mandschurischen Oberzollinspektor, dem die Aufsicht aus diesem Handel anvertraut war, aus der er reiche Einkünfte („squeeze") zog. Band II behandelt die Zeit von 1775 bis 1804 und beschäftigt sich vornehmlich mit den laufenden Ereignissen in Kanton, dem einzigen dem fremden Handel geöffneten Platze. Wertvoll sind insbesondere auch für den politisch interessierten Leser die Angaben des Kapitels 49 über die Gesandtschaft Lord Macartney's an den Kaiser K'ien Lung im Jahre 1793. Band III bringt die Ereignisse der Jahre 1805 bis 1820, darunter in Kapitel 73 Näheres über die bekanntlich ergebnislos verlaufene Gesandtschaft Lord Amherst's nach China. In Kapitel 65—67 finden sich die ersten authentischen Nachrichten über den englischen Opiumhandel nach China. Der Schlußband IV führt die Darstellung bis zum Jahre 1834, dem Jahre der Aufhebung des Monopols der Ostindischen Kompagnie. Ein reichhaltiger Index erleichtert das Nachschlagen aller einschlägigen Fragen.

Auszusetzen habe ich einzig und allein die kritiklose Wiedergabe der kindischen Übersetzung, welche irgendwelche „Dolmetscher" an der in tadellosem Hofchinesisch verfaßten Antwort Kaiser K'ien Lung's an den König Georg von England verbrochen haben (Band II, S. 247/52). Wenn sogar der Herr Verf., der in chinesischen Staatsstellungen 33 Jahre seines Lebens zugebracht hat, sich auf die Seite der „Übersetzer" stellt, indem er auf S. 226 bemerkt: „an answer was promptly returned to Lord Macartney in a curious mixture of paragraphs addressed alternately to King George and to his Ambassador", so beweist er damit, daß er von der chinesischen Schriftsprache und Literatur keine Ahnung hat, weil er sich sonst die kleine Mühe hätte nehmen können, im Shih-ch'ao-Tung-hua-lu nachzuschlagen, wo in Kap. 118, Heft 32, S. 35b/37a zwei Antworten des Kaisers an den König abgedruckt sind, aus deren chinesischem Text sich ergibt, was für haarsträubende Fehler bei der englischen „Übersetzung" gemacht worden sind. Ich bin gern bereit, eine korrekte Version zu liefern, wenn meine Mühe durch eine Drucklegung belohnt werden würde.

Oehler-Heimerdinger, Elisabeth: **Das Frauenherz.** Chinesische Lieder aus drei Jahrtausenden. Ausgewählt und aus dem Chinesischen übersetzt. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft. (173 S.) kl. 8°. Rm. 6.50. Bespr. von E. Hauer, Berlin.

Das Buch zerfällt in vier Teile: 1. Lieder aus dem Schiking (S. 15—51, 30 Lieder), 2. Aus der Blütezeit chinesischer Dichtung (S. 55—91, 32 Lieder), 3. Lieder aus neuer Zeit (S. 95—123, 27 Lieder) und 4. Volkslieder aus der Kantonprovinz (S. 127—55, 18 Lieder). Ein Nachwort Dr. W. Oehlers über chinesische Frauenlieder bildet den Schluß.

Trotzdem die abendländische Sinologie noch in den Kinderschuhen steckt und weder über ein ausreichendes Wörterbuch noch über eine zuverlässige Realenzyklopädie zum Nachschlagen von Realien verfügt, so daß der Sinologe fortwährend auf chinesische Originalwerke zurückgreifen muß, zu deren richtigem Verständnis aber schon recht erhebliche Kenntnisse der chinesischen Sprache gehören, die nur durch jahrelange ständige Übung erworben werden können, hat eines der schwierigsten Gebiete der chinesischen Literatur, die auch von gebildeten Chinesen nur mit der Hilfe von Kommentaren verstandene alte Kunstpoesie, immer wieder mit magischer Gewalt sinologische Anfänger angezogen. Seitdem Judith Gauthier in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit dem in Paris lebenden Chinesen Ting Tun-ling das bei Felix Juven ohne Jahresangabe erschienene „Livre de Jade" verbrochen, d'Hervey de Saint-Denys seine „Poésies de l'époque des Thang" herausgegeben und der frühere französische Vizekonsul in Kanton C. Imbault-Huart Proben der „Poésie Chinoise du XIVe au XIXe siècle" veröffentlicht hatte, war das Interesse für die Poesie des Reiches der Mitte auch in Deutschland lebendig geworden. Bis heute hat man von den Vorarbeiten der genannten Franzosen gezehrt und noch Hans Bethges „Chinesische Flöte" und „Chinesischer Pfirsichgarten" sowie Otto Hausers „Chinesische Dichtung" gehen

auf sie zurück. Andererseits beruht die 1880 von Victor von Strauß in poetischer Form herausgegebene deutsche Version des Schiking auf der englischen Übersetzung von James Legge.

„Daß unter uns der Wert chinesischer Lyrik geschätzt werde, ist der Zweck der vorliegenden Sammlung", heißt es im Vorwort. Dazu würde aber gehören, daß der Sinn genauer wiedergegeben und der Vers von einer dichterisch veranlagten Person geschmiedet würde. Ich habe nur die beiden ersten Abschnitte des Buches kontrollieren können, dabei aber gefunden, daß die Lieder des Schiking lediglich eine Verwässerung der schönen Version sind, die Victor von Strauß gegeben hat, und daß die „Übersetzung" der T'ang-Lieder höchstens eine seichte Paraphrase genannt werden kann. Beweis: Das erste Lied dieser Abteilung wird von der Frau Verfasserin so wiedergegeben:

Das böse Vögelein.
(Von Kin Tschang su)

O jag mir fort das Vögelein,
Das draußen zwitschert auf dem Baum!
War auf dem Weg zum Liebsten mein,
Da riß es mich aus meinem Traum.

Der chinesische Text heißt auf Deutsch:
Frühlingsleid (d. h. „Frühlingsgefühle").
(Von Kin Chang-sü)

Man scheuche auf den gelben Pirol,
Man lasse ihn nicht auf dem Zweige zwitschern!
Als er zwitscherte, träumte die erschrockne Nebenfrau
Und konnte nicht nach Liao-si kommen.

Lied 2 (S. 56):

Beim Weinhaus.
(Von Tu Muh)

Der Nebel liegt auf kalter Flut,
Das Mondlicht auf dem Sand.
Beim Weinhaus leg ich Anker an
Des Nachts an Stromes Rand.

Die Sängerinnen wissen ja
Nicht, wer das Reich verlor,
Denn übers Wasser klingt ihr Lied
Vom „heimlichen Blumenflor".

Der chinesische Text heißt auf Deutsch:
Schwaden hüllen das eisige Wasser ein, der Mond hüllt ein die Sandbank.
Für die Nacht ankert man im Ts'in-Huai(-Flusse) nahe der Weinschenke.
Die Gesellschaft leistenden Mädchen kennen nicht den Gram über die zugrunde gegangene Dynastie,
Über den Yangtze singen sie noch die „Blumen des hinteren Palastes".

Daraus muß ich schließen, daß die „Übersetzungen" der beiden letzten Teile auf derselben Höhe stehen. Inhaltlich findet sich daselbst manches Originelle, z. B. (S. 153):

Wer keine saure Gurke ißt,
Weiß dennoch, daß sie kalt;
Wer andrer Magd und Sklavin ist,
Der kennt das Elend bald.

---

1. **Velden**, Fr. von den: **Die Zugehörigkeit der Bantusprachen zur Ursprache der alten Welt.** Bonn: Carl Georgi 1914. (63 S.) gr. 8°. Rm. 1.50.
2. **Homburger**, L.: **Étude sur la phonétique historique du Bantou.** Paris: Ed. Champion 1914. (396 S.) Bibliothèque de l'École des Hautes Études, sciences historiques et philologiques, fasc. 209. Bespr. von M. Heepe, Berlin.

1. Nachdem der Verf. bereits 1912 über Ursprung und Herkunft der indogermanischen Sprachen und anarische Sprachreste in Westeuropa gehandelt hat, nimmt er hier das Urbantu Meinhofs (unter Mitheranziehung einiger Wortstämme aus der kleinen Polyglotta africana orientalis von Last) zum Ausgangspunkt einer Untersuchung, die zeigen soll, wieviel Wortstämme dem Bantu mit den hamitosemitischen, uralaltaischen, indogermanischen, südostasiatischen und kaukasischen Sprachen gemeinsam sind. Während Meinhof noch WZKM 1905, S. 90 an besondere Beziehungen der Bantu zu den Polynesiern dachte, glaubt er an einen „besonders nahen sprachlichen Zusammenhang zwischen den Bantusprachen und den Sprachen Südostasiens" (S. 42), und „besonders nahe Beziehungen zu den Sprachen des vorarischen Indiens und Indonesiens, die vielleicht nur auf dem beiderseitigen Verharren in einem relativen Urzustande beruhen" (S. 60). Obwohl er neben Abel und Möller in dem „Suchen nach einem gemeinsamen Sprach- und Kulturstadium der Menschheit" sich Trombetti anschließt (S. 61), wird sich für ihn „die Einheit des Ursprungs der Menschheit auf dem sprachlichen Wege schwerlich mit Sicherheit feststellen lassen". Aber „auch vom allgemein menschlichen Standpunkte aus ist es interessant zu wissen, daß die Schwarzen und die Weißen, die sich durch Hunderttausende von Jahren voneinanderwegentwickelt haben, einst eine Sprache gesprochen haben und ein Volk gewesen sind". — Der Bantuist wird solcher sprachlichen „Eiszeit"-forschung wenig positive Förderung verdanken.

2. Eine eingehendere Würdigung der Arbeiten der Verfasserin auf dem Gebiete der Bantu- und anderer afrikanischer Sprachen wird zweckmäßigerweise verschoben, da das Erscheinen neuer umfangreicher Arbeiten angekündigt ist. Die vorliegende Arbeit, auf die ich bereits ZDMG 1920, S. 58, Anm. aufmerksam gemacht habe, bietet neben bemerkenswerten Übereinstimmungen auch bemerkens-

werte Abweichungen von Meinhof, der sich leider, soweit ich sehe, hierzu bisher nicht geäußert hat, obwohl neben dem von ihm mitgeteilten Dahlschen Gesetz auch das von ihm mit seinem eigenen Namen versehene Teilgesetz Erwähnung gefunden haben (p. 57, 395). Die Verfasserin sagt im Vorwort: „Afin de faciliter les études comparatives de langues africaines, j'ai essayé de déterminer les formes du bantou commun; cependant, pour les raisons exposées au cours de cette étude même, les résultats auxquels je me suis arrêtée ne sauraient tous être envisagés comme définitifs. L'unité primitive des langues bantoues et sémitiques a été affirmée par MM. Schleicher et Reinisch; leurs théories ont été souvent combattues et mes études ne sont pas assez avancées pour je puisse émettre un avis sur le fond de la question; cependant, élève des conférences de langues sémitiques de l' école des Hautes Études, j'ai maintes fois constaté que la connaissance de la morphologie de ces langues m'aidait a comprendre celle des langues bantoues" (p. VII/VIII).

Mitteilung.

Ich habe in Max Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte Band VII, S. 175, s. v. Kunst E § 10 die von Otto Weber, Die Kunst der Hethiter (Orbis Pictus Band IX) Abb. 1 veröffentlichte Bronze als eine Fälschung erklärt. Eine erneute Untersuchung des Originals hat mich davon überzeugt, daß nicht der geringste Anlaß besteht, an der Echtheit des Stückes zu zweifeln.

Eckhard Unger.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* — Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Ned.-Indie 81 1925:

1 1—7 H. H. Juynboll, Vertaling van sarga X van het oudjav. Rāmāyaṇa. — 8—60 Uit en over de Minahasa. III. A. J. van Aernsbergen S. J. De katholieke kerk en hare missie in de M. — 61—115 J. Mallinckrodt, Ethnograf. mededeelingen over de Dajaks in de afd. Koealakapoeas (S. en O. Borneo). IV., V. — 116—19 I Goesti Poetoe Djlantik, Een Balies overzicht van de versmaten („wirāma") van den Nāgarakṛtāgama.

2 121—33 H. H. Juynboll, Vertaling van sarga XI van het oudjav. Rāmāyaṇa. — 134—64 N. Adriani, De Minahasische talen. — 165—310 J. Mallinckrodt, Ethnogr. Meded. VI—X (Schluß).

3/4 311—81 W. H. Rassers, Over den zin van het javaansche drama. — 382—89 H. de Santy, Iets over het dobbelen in de onderafd. Banjoeasin en Koeboestreken d. resid. Palembang. — 390—423 Uit en over den Minahasa. V. L. Adam, Bestuur. — 424—99 (dgl.) VI. L. Adam, Zeden en gewoonten en het daarmede samenhangend Adatrecht van het Min. volk. — 500—22 (dgl.) VII. P. de Nes, Het onderwijs aan inlanders in de Minahassa. — 523—37 R. Ng. Poerbatjaraka, Het Borobudurprobleem. — 538—42 P. V. van Stein Callenfels, Javaansche folklore. — 543—51 W. F. Stutterheim, Tjandi Dadi een „tower of silence?" — 552—613 P. de Roo de la Faille, Javaansche grondenrecht in het licht van Lomboksche toestanden.

82 1926:

1 1—36 J. H. Neumann, Bijdrage tot de geschiedenis der Karo-Batakstammen. — 37—47 J. van der Kolk, Marindineesche verwantschapsbetrekkingen. — 48—94 A. P. Penard, Surinaamsche volksvertellingen. I—XXIV. — 95—109 H. H. Juynboll, Vertaling van sarga XII, XIII van het oudjavaansche Rāmāyaṇa. — 110—80 R. Ng. Poerbatjaraka, De Calon-arang. W. P.

Jahrbuch der Asiatischen Kunst, herausgegeben von Georg Biermann. Band II. Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1925. (216 S. u. 115 Taf.) 4°.

Der zweite Band des Jahrbuches der Asiatischen Kunst verstärkt noch den guten Eindruck, den schon der Erstlingsjahrgang erweckt hatte. Diesmal ist der außerordentlich vielseitige Inhalt durch eine Zweiteilung straffer gruppiert worden, indem in einem ersten Halbbande die eigentliche „asiatische" Kunst Indiens und des Fernen Ostens vereinigt worden ist, während der zweite unter dem Titel „Beiträge zur Kunst des Islam" als Festschrift zu Friedrich Sarre's 60. Geburtstage gedacht ist.

Drei Aufsätze über die ostasiatische Kunst in Berlin eröffnen den Reigen des ersten Halbbandes. H. Smidt-Bremen gibt einen knappen Überblick über „Die Ostasiatische Kunstsammlung der Berliner Museen", ihre Geschichte, Aufstellung und wichtigsten Kunstobjekte, bringt jedoch nichts wesentlich Neues, da die Aufstellung schon in den Berichten aus den Berliner Museen gewürdigt, die meisten Kunstwerke in der „Kunst des Ostens" wie anderwärts veröffentlicht worden sind. A. A. Breuer beschreibt die „Privatsammlung Dr. O. Burchard", die, erst nach dem Kriege entstanden, eine Reihe wertvoller Stücke enthält und als Leihgabe in der ersteren ausgestellt worden ist. Dagegen ist O. Kümmel's „Eine Lo-Han-Folge der Sungzeit" nur wenigen, aber außerordentlich wichtigen Bildern gewidmet, die 1914 in Izumo erworben und fünf Jahre später mit der Sammlung Jacoby in den Besitz des Museums gekommen sind. Es ist eine Folge von Rakan, — und zwar die Originale selber! — aus der Hand des Malers und Dichters Hsi-chin Chü-shih, der im 13. Jahrhundert zu Ning-po in Chehkiang lebte, keine Größe in den Augen der chinesischen Kunsthistoriker, um so mehr aber in Japan geschätzt und im Kundaikwan Sayūchōki des Nōami und Sōami an erster Stelle genannt.

„Über die Benutzung graphischer Vorbilder für die figürlichen Darstellungen auf japanischen Schwertzieraten" bringt M. Feddersen eine interessante Studie, indem er für eine Reihe Stichblätter usw. die Holzschnittbücher nachweist, aus denen sie kopiert sind, und die Art der künstlerischen Umformung für ihre andere Verwendung untersucht. Den Holzschnitt behandelt auch ein kleiner Aufsatz von E. Scheyer, „Gespenster und Grotesken im Japanholzschnitt".

Zoltán von Takács bespricht „Zwei altchinesische Tonfiguren im Franz Hopp-Museum für Ostasiatische Kunst in Budapest", welche diesem von Imre Schwaiger geschenkt worden sind: Ein alter Mann und ein Knabe, angeblich aus Shantung stammend, welche der Verfasser zeitlich zwischen Laufer's „Chinese Clay Figures" (Taf. 15—17) und die Reliefs von Wu Leang-tze, also in die frühe Han-Zeit einordnet. A. Salmony publiziert „Eine chinesische Silberplastik der T'ang-Zeit", einen aus Silber getriebenen Hund in der Sammlung K. M. Stern, Paris, der sich durch gleichartige Tonplastiken bestimmen läßt. Das Stück ist sehr bemerkenswert, insofern ostasiatisches Silber dieser Zeit, abgesehen von den Geräten im Shosoin, kaum bekannt ist, und von figuralen Arbeiten nur noch ein Beschlag in der Gestalt eines K'i-lin (ebenfalls Pariser Kunsthandel) sich gefunden hat.

Nach Innerasien führen die Beiträge von A. von Le Coq und Zoltán von Takács. Ersterer publiziert noch unveröffentlichtes Material aus den Funden der Berliner Turfan-Expeditionen, welches in den großen Prachtwerken — zuletzt der „Buddhistischen Spätantike" — keinen Raum gefunden hatte, diesmal „Zwei Bruchstücke altbuddhistischer Wandgemälde aus Ost-Turkistan", und zwar einen thronenden Buddha, umgeben von anbetenden Sakenrittern, und eine miniaturartige Legendenszene, beide aus Tumschuq. Wie weitreichend die durch die Turfan-Funde aufgeworfenen Probleme sind, zeigt dann der andere Aufsatz über „Mittelasiatische Spätantike und ‚Keszthelykultur'. Letztere, so nach dem Orte des wichtigsten Gräberfeldes genannt, hat sich als der Hunnenzeit entstammend erweisen lassen, und, was an sich historisch ziemlich wahrscheinlich sein mußte, ist in ihrer Ornamentik von derjenigen des buddhistischen Ostturkistan und des China der Han-Zeit abhängig, wie Zoltán von Takács überzeugend darlegt.

Indien ist nur schwach vertreten. Bachhofer bespricht jene „Pfeilerfigur aus Bodh-Gaya", deren eigentümliche Erscheinung zuerst von Marshall beobachtet und gegen Foucher's Theorie des hellenistischen Ursprungs des Buddhatyps 1908 als Beweis dafür, „that the uṣṇiṣa was no new feature introduced by the Gandhāra school of art", in die Debatte geworfen worden ist. Bachhofer bestimmt sie näher als Indra in der Gestalt des Brahmanen Shanti und schließt sich mit St. Kramrisch und W. Cohn Marshall's Urteil an, daß „Foucher's Theorie in sehr wesentlichen Punkten unhaltbar zu sein scheint". H. Goetz benutzt die Veröffentlichung der „Indischen Miniaturen der Sammlung W. Rothenstein, London", künstlerisch hervorragender Blätter der Rājputen-Schulen des 17.—19. Jh., zu einem Versuch ihrer Stilgeschichte, in einem zweiten Aufsatze bringt er einige „Geschnitzte Elfenbeinbüchsen aus Südindien" aus dem Berliner Völkerkunde-Museum, im singhalesischen und reichsten „Tanjore"-Stil des 18. Jh., mit Darstellungen des Liebesgottes zwischen tanzenden Mädchen.

Durch die Gestaltung des zweiten Halb-Bandes als Festschrift für Friedrich Sarre fällt der islamischen Kunst diesmal der Löwenanteil zu. Von den siebzehn, von E. Kühnel redigierten Beiträgen ist Babinger's „Die Großherrliche Tughra" schon im Märzheft der OLZ von Bergstäßer gewürdigt worden. J. H. Mordtmann, „Um das Mausoleum des Molla Hunkiar in Konia" hat eigentlich nichts mit Kunst zu tun, ist vielmehr eine Untersuchung über die Version der hellenistisch-syrischen Kombabos-Legende, die sich um das Grab eines christlichen Heiligen neben dem Mausoleum Dschellāl-ed-dīn Rūmī's schlingt.

Aus dem alten Gebiet der Karmaten auf den Bahrain-Inseln im Persischen Golf gibt E. Diez die Beschreibung einer Moschee, die er zu Menāma 1914 aufgenommen und erstmalig 1915 in seiner „Kunst der islamischen Völker" erwähnt hat. Dieser Bau, in seiner heutigen Form aus dem Jahre 1340 stammend, enthält indessen noch Reste einer älteren Anlage mit in einem der Ornamentik von Samarra nahestehenden Stile geschnitzten Pfeilern und schiitischen Inschriften, die S. Flury ins 10. Jahrhundert ansetzt. Flury selbst untersucht einen „Stuckmihrab des 10. Jahrhunderts" mit Muschelnische vom Grabmal des Yahyā al-Schabībī zu Kairo, an welchem sich der Übergang der abbāsidischen in die fatimidische Kunst verfolgen läßt. Der späten Fatimidenzeit gehören dann „Zwei ältere geschnitzte Holztafeln" mit Tierdarstellungen zwischen Blattranken an, welche „im Mihrab der Sitta Rukaia in Kairo vom J. 1132 n. Chr. wiederverwendet" worden sind, und zwar als Rückwand hinter der Stucknische, wo sie Franz Pascha entdeckte, und von denen J. Strzygowski eine Beschreibung nebst Abreibungen bietet.

Für die Beziehungen der Abbāsidenkunst von Samarrā zu der des Seldschukenreiches ist der Aufsatz von E. Cohn-Wiener über „Die Ruinen der Seldschukenstadt von Merw und das Mausoleum Sultān Sandschar's" außerordentlich wichtig, ein Ergebnis seiner letzten Turkistan-Reise. Nach einer allgemeinen Schilderung der verschiedenen Ruinenhügel, Iskandar Kala's und des sassanidischen Giaur-Kala, wendet er sich Sultān Kala zu, der Stadt der Blüteepoche, mit ihren Befestigungen Malik Schāh's und dem Grabmal Sandschar's aus der Seldschukenzeit, sowie den Erweiterungen des Timuriden Schāh Ruch und dem Heiligtum der „Fahnenträger Muhammeds". Das Mausoleum Sultān Sandschar's (1118—1157), gleich dem des Uldschaitū Chodābanda zu Sultānīya in sehr verfallenem Zustande, ist durch die Sowjetbehörden in den letzten Jahren vorsichtig instand gesetzt worden, so daß die vom „dritten Stil" Samarrā's zur Kunst der Timuriden überleitende Ornamentik in Stuck und Ziegelwerk auf der Galerien um die Kuppel eingehend studiert werden konnte. H. Glück publiziert anschließend ein neues Stück der so interessanten Figuralplastik im späten Seldschukenstaate Kleinasiens, „Eine Sphinx im Museum von Konstantinopel".

Drei weitere Beiträge sind der Miniatur-Malerei gewidmet. A. Sakisian's „L'École Mongole de Miniature en Perse aux 14e et 15e siècles" bringt indessen nichts Neues, sondern faßt nur den bisherigen Stand unseres Wissens zusammen. F. Taeschner untersucht die „Ikonographie der persischen Bilderhandschriften", insbesondere die Geschichte der konventionellen Illustrationstypen zu den romantischen Epen in der Timuridenzeit. Die vorerst noch so wirre Masse zahlreicher indischer Maler in den Ateliers des Großmoghul-Kaisers Akbar sucht H. Goetz wenigstens teilweise zu sichten, indem er einerseits aus den vielen wechselnden Signaturen die Varianten der in ihrer Aussprache und Etymologie oft erst zu bestimmenden Künstlernamen auszuscheiden sich bemüht, andererseits aus gelegentlichen ausführlicheren Unterschriften Künstlerfamilien feststellen kann.

Der bestechenden, aber manchmal oberflächlichen Arbeitsweise eines unserer Pioniere auf dem Gebiete der islamischen Kunst, F. R. Martin, rückt A. U. Pope zu Leibe und zerpflückt Zug um Zug „The Myth of the Armenian Dragon Carpets", die sich schließlich als eine Spielart von kaukasischen Teppichen des 17. und 18. Jahrhunderts, großenteils aus Kubá im Dāghestān, entpuppen. Eine andere, ähnliche Mythe, die der „Damaskus-Teppiche" hat Fr. Sarre schon früher, zuletzt im vorigen Bande des Jahrbuches, zerstört und auf Grund des Ornaments deren Herkunft aus dem mamlükischen Kairo bewiesen. Eine glänzende Bestätigung dafür kann nunmehr R. M. Riefenstahl liefern durch das ägyptische, vom vorderasiatischen scharf unterschiedene „Palmenmotiv auf einem Teppich der Ballardsammlung", den das Metropolitan Museum 1923 erworben hat.

„Ein türkischer Helm" aus dem Bayrischen Nationalmuseum in München ist das Thema einer Untersuchung von H. Stöcklein. Die Vermutung, daß er dem 1543 verstorbenen Prinzen Mehmed gehört habe, da dessen Name neben denen der Sultane von Orchān bis Suleimān vereinzelt in den in das vergoldete Kupferblech eingeätzten Kartuschen vorkommt, ist nicht zu halten, da die halborientalische Ätzung eine ausgesprochene Ähnlichkeit mit dem diesbezüglichen Augsburger Stil von 1560—70 zeigt. Er muß daher während der letzten Lebensjahre des großen Eroberers getragen worden sein, und zwar von einem „Peik", einem jener pompösen Leibgarden, die wir aus den Stichen Melchior Lorich's und den zeitgenössischen Reiseberichten kennen.

Für die Keramik sind E. Kühnel's „Daten zur Geschichte der Spanisch-Maurischen Keramik" am wichtigsten, eine Zusammenfassung des jetzigen Forschungsstandes unter

besonderer Berücksichtigung der neuesten spanischen Publikationen, vor allem über die Ausgrabungen omayadischer Ware. Neu ist eine arabische Inschrift auf der Rückseite von einem Dutzend Fliesen aus Valencia, mit schon überwiegend christlichen Motiven, der Sammlung Plandiura zu Barcelona: „Am Datum des Montags am 17. des Monats Oktober, Jahr 1513 (n. Chr.) wurde erbaut dieses Kastell unter der Leitung des Maisters Maimûn al-Mak . . . . aus Valencia. . . . . Und dies ist Eigentum des Sancho Pascual". H. C. Gallois publiziert „Eine grünglasierte persische Keramik der Safawidenzeit" im Städt. Museum zu Haag, eine bauchige Flasche mit Preßdekor, auf der einen Seite einen zahmen Löwen mit seinem Wärter, auf der anderen zwei chinesische Fabeltiere, alle in Anlehnung an die gleichzeitige Miniaturmalerei. Die auf ägyptischen und syrischen Gläsern, aber auch Bronzen und Steininschriften so häufigen „Schriftwappen der Mamlukensultane" werden von Leo A. Meyer auf ihre Stilistik und Anordnung hin historisch analysiert und gruppiert.

In seiner Studie über das Haus des späten Syrien, „Die Qa'a", fügt O. Reuther ein neues Glied in die lange Reihe seiner wertvollen Untersuchungen über den Wohnbau des Orients, die nun schon Indien, Altbabylonien, das heutige Irak usw. umfassen. Die Qa'a, der ein- bis dreiteilige Hauptliwân mit der dämmrigen Kuppel über dem Mittelhof der 'Atebe mit ihrem Springbrunnen, wird durch Syrien, besonders Damaskus und Aleppo, nach Kairo und zu seinem fernsten Ausläufer im Jaly der Köprülü bei Anadolu Hissar am Bosporus verfolgt; die Holzvertäfelung einer solchen aus Aleppo mit christlichen Darstellungen bildet übrigens, wie bekannt, eines der besten Stücke der Islamischen Abteilung des Berliner Kaiser-Friedrich-Museums.

Die Besprechungen umfassen: Niedermayer-Diez, Afghanistan (With); d'Ardenne de Tizac, Chinesische Tierplastik und Tierbilder (With); Koop, Frühe chinesische Bronzen (With); Voretzsch, Altchinesische Bronzen (With); Glaser, Ostasiatische Plastik (With); With, Sammlung Yi Yüan (Scheyer); Fuchs, Tangplastik — Dachreiter (With); Hackmann, Laien-Buddhismus in China (With); Schmidt, Chinesische Keramik (With); Langdon Warner, Japanese Sculpture of the Suiko Period (With); Pelka, Ostasiatische Reisebilder (Bachhofer); Rumpf, Meister des japanischen Farbholzschnittes (With); v. Glasenapp, Indien (Bachhofer); Kramrisch, Grundzüge der indischen Kunst — Vishnudharmottaram (Bachhofer); Stutterheim, Rama-Legenden und Rama-Reliefs in Indonesien (Bachhofer); Adam, Hochasiatische Kunst — Buddhastatuen (Bachhofer); Cohn, Buddha in der Kunst des Ostens (Scheyer).

Bei einem etwas erschwinglicheren Preise dürfte das Jahrbuch der Asiatischen Kunst alle Möglichkeiten in sich tragen, das so nötige Fachorgan auf diesem Gebiete zu werden. Hoffentlich erscheint bald ein neuer, gleichwertiger Band! Hermann Goetz.

Oriente Moderno VI 1926:

1 (Gennaio). Sez. politico-storica: 1—6 A. Giannini, L'accordo italo-egiziano per le frontiere della Cirenaica; Cronaca e documenti: 6—10 Riassunto della situazione; 10—13 Accordo italo-egiziano 6 dicembre 1925 per il confine tra la Cirenaica e l'Egitto; 13—14 Il R. decreto 15 ottobre 1925, n. 1854, sulla cittadinanza italiana per gli abitanti die Rodi e delle altre isole de Dodecanneso; 14—18 L'accordo di Haddah del 2 novembre 1925 fra l'Inghilterra e il Negd per i confini e le questioni fra il Negd e la Transgiordania; Notizie varie: 18—55. — Sez. culturale: 56 *M. Cohen, Le système verbal sémitique et l'expression du temps, Paris 1924 (M. Guidi); 56—58 *M. Buber, Sette discorsi sull' Ebraismo, Firenze 1923 (M. Guidi); 58—59 *Relazione dello Stato della Cristianità di Pera e Costantinopoli obediente al Sommo Pontefice Romano, . . . pubbl. da E. Dalleggio d'Alessia, Costantinopoli 1925 (E. Rossi); 59—61 *Cl. Huart, La Perse antique et la civilisation iranienne, Paris 1925 (A. Pagliaro); 61—62 *Th. W. Juynboll, Handleiding tot de kennis van de Mohammedaansche wet volgens de leer der Sjâfi'itische school[s], Leiden 1925 (C. A. Nallino). R. Hartmann.

Palestine Exploration Fund 1926:

January New rock chambers and galleries on Ophel, by the Rev. J. Garrow Duncan. Die betr. Räume sind vielleicht in der Eisenzeit zwischen 1000 und 600 v. Chr. Grabkammern gewesen, haben teilweise in der römischen Zeit oder früher eine Ölpresse mit Vorrats- und Verkaufsraum beherbergt und in byzantinischer Zeit als Zisterne gedient. — The sea of Tiberias and its environs, by the Rev. J. Garrow Duncan. Die Synagoge von tell hûm sei die von dem römischen Centurio erbaute Luc VII 5, sie ist später erweitert (Frauenstand) und umgebaut (Gebetsrichtung nach Jerusalem). Ortsangaben zu Mc IV 1. Mt IV 18. V 1. — Narrative of a journey from Rome to Jerusalem. Fortsetzung des Reiseberichtes aus Q. S. 1925, S. 140ff. 193ff. — The American excavations at Beisân. Im ganzen sind vier Heiligtümer gefunden, die einen interessanten Einblick in den ägyptisch-kanaanäischen Synkretismus gewähren, dazu kamen viele archäologisch wichtige Kleinfunde zutage. — A Jewish tomb-stone, by Samuel Daiches. Zu der von Cowley Q. S. 1925, S. 207ff. behandelten aramäischen Inschrift eines alten jüdischen Grabsteines gibt D. Verbesserungen. — „Maccabaean" ware, by the Rev. J. Garrow Duncan. Verf. setzt sich eingehend mit Fitz Geralds Kritik des Terminus „makkabäische" Tonwaren auseinander, vgl. Q. S. 1925, S. 189ff. Max Löhr.

Philologische Wochenschrift 46 1926:

1 *H. J. Bell, Jews and Christians in Egypt; *L. Fuchs, Die Juden Ägyptens in ptolemäischer und römischer Zeit (W. Otto). — *Die Schriften des AT.: M. Haller, Das Judentum (P. Thomsen). — K. Mengis, Ein Freiburger Fragment der lateinischen Übersetzung des Antiquitates Judaicae des Josephus Flavius.

2/3 *V. Gardthausen, Das alte Monogramm; *Die Monogramme Alexanders des Großen (C. Wessely). — *J. Jüthner, Hellenen und Barbaren (W. Otto). — *L. Curtius, Antike Kunst I. Ägypten und Vorderasien (F. W. von Bissing).

4 *F. Köhler, Wo war die Varus-Schlacht? (Ch. Mehlis). — *C. R. Williams, Catalogue of Egyptian Antiquities (F. W. v. Bissing).

5/6 *Liddell-Scott, A Greek-English Lexicon (W. Schmid).

7 *K. Hielscher, Italien; *A. Philippson, Das fernste Italien (H. Philipp).

8/9 *G. Méautis, Aspects ignorés de la religion Grecque (E. Howald). — *L. M. Wilson, The roman Toga (M. Bieber). — E. Drerup, Neues über Mykenä und Homer.

The Pilgrim vol. 6 1926:

2 R. D. Paul, Autonomy for the church in India.

Preußische Jahrbücher 203 1926:

2 (Februar) 163—90 J. Strzygowski, Das Schicksal der Berliner Museen (auch mit wichtigen theoretischen Ausführungen).

The Quarterly Review 1925:

July: T. H. Win, Omar Khayyâm.

Revue Archéologique XXII 1925:

Oct.-Dec. P. Bosch-Gimpera, La migration des types hispaniques à l'énéolithique et au début de l'âge de bronze. — J. Loth, Le dieu gaulois Rudiobos, Rudianos. — L. Poinssot-R. Lantier, L'église de Thugga. — A. Blanchet, Pierres gravées représentant la légende du Capitole. — *L. Keimer, Die Gartenpflanzen des alten Ägypten (E. Naville). — G. Bénédite, Fantômes d'Orient; Saqqârah. — S. R., Les révélations de Sir A. Evans. — R. Francastel, Les récents travaux de l'Acropole. — A. Bonnard, Art persan. — *J. de Morgan, La préhistoire

orientale (S. R.). — *R. Lambert, Lexique hiéroglyphique (H. Sottas). — *A. Meillet, Trois conférences sur les Gāthā ...; *G. H. Chase-Ch. R. Tost, A History of Sculpture; *Ch. Dugas, La Céramique des Cyclades; *M. J. Rostovtsev, La Scythie et le Bosphore; *A. Boulanger, Orphée; *F. Maroi, Intorno alle adozione degli esposti nell' Egitto romano; *E.-J. Dingwall, Male infibulation (S. R.). — R. Cagnat-M. Besnier, Revue des publications épigraphiques relatives à l'antiquité romaine.

XXIII 1926:

Januar-März 1—39 E. Pottier, Une théorie nouvelle sur les vases de Suse. — 40—102 G. Gastinel, Carthage et l'Énéide. — 103—8 A. Emereau, L'archonte-proconsul de Constantinople. — E. Naville, Le pays de Pount et les Chamites. — G. Herbig † (A. Grenier). — Réplique de M. H. de Genouillac à un compte rendu du docteur Andrae. — *C. Huart, La Perse antique et la civilisation iranienne; *A. Kennedy, Petra; *E. N. Gardiner, Olympia; *V. Goloubev, Mélanges sur le Cambodje ancien; *N. Soederblom, Manuel d'histoire des religions; *R. Eisler, Orphisch-dionysische Mysterien-Gedanken in der christlichen Kunst; *G. Domézil, Le festin d'immortalité (S. R.).

Rheinisches Museum 75 1926:

1 1—5 C. Fries, Homerica (weist für ἀπὸ δρυὸς ἢδ' ἀπὸ πέτρης auf Parallelen bei den Profeten, und für Proteus' Verschwiegenheit, Od. IV, auf die Upanishaden, für die Gestalt selbst auf Babylonisches als Parallele hin).

Rivista di Diritto Processuale Civile Jg. 2 1925:

2 157—60 G. Furlani, Di una procedura non contenziosa nelle Leggi Assire (Verfahren des Erwerbs von Grundeigentum Art. II 6; weiter andeutungsweise II 17. 18 ein Verfahren aus dem Wasserrecht). G. B.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Bei Einforderung von Rezensionsexemplaren genügt Angabe der Nummer mit Autornamen. Erfolgt auf die Einforderung innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

551 Āhmad-ul-Umri: The Lady of the Lotus. Rup Mati Queen of Māndu. A strange tale of Faithfulness, transl.

*552 Ahmed Ben Khaled En-Naciri es-Slaoui: Kitab el-Istiqça Li-Akhbar doual El-Maghrib el Aqça (Histoire du Maroc). Tome II.

553 Anderson, W.: Der Chalifenmünzfund von Kochtel. Mit Beiträgen von R. Vasmer.

*554 Aufhauser, J. B.: Buddha und Jesus in ihren Paralleltexten.

*555 Bentzen, A.: Die Josianische Reform und ihre Voraussetzungen.

556 Bertholet, A.: Das Dynamistische im alten Testament.

*557 Collet, O. J. A.: Terres et peuples de Sumatra.

558 Farrow, St.: Faith, Fancies and Fetich or Yoruba Paganism. Being some account of the religious Beliefs of the West African Negroes, particularly of the Yoruba Tribes of Southern Nigeria.

*559 Gairdner, W. H. F.: Egyptian Colloquial Arabic. A Conversation Grammar. Second edition.

560 Gunkel, H. u. L. Zscharnack: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie u. Religionswiss. 2. Aufl.

*561 Guthe, H.: Bibelatlas in 21 Haupt- u. 30 Nebenkarten. 2. Aufl.

562 Kaufman, J.: Rabbi Yom Tov Lipmann Mühlhausen, the Apologete, Cabbalist and Philosophical Writer and his books Haeshkol and Kawwanath Hatefilah, ed. from unique Manuscripts.

*563 Kittel, G.: Urchristentum, Spätjudentum, Hellenismus.

564 Lewy, J.: Die altassyrischen Texte vom Kültepe bei Kaisarīje.

*565 Löw, I.: Die Flora der Juden I. 1. Hälfte: Kryptogamae, Acanthaceae, Composaceae.

566 Lurje, M.: Studien zur Geschichte der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse im israelitisch-jüdischen Reiche von der Einwanderung in Kanaan bis zum babylonischen Exil.

567 Migeon, G.: Au Japon. Promenades au Sanctuaires de l'Art.

*568 Moreux, Th.: La Science mystérieuse des Pharaons.

*569 Penzer, N. M.: The Ocean of Story Vol. VI.

570 Rudolph, W.: Hebräisches Wörterbuch zu Jeremia.

571 Schubring, W.: Worte Mahāvīras. Kritische Übersetzungen aus dem Kanon der Jaina.

572 Sethe, K.: Die Achtung feindlicher Fürsten, Völker und Dinge auf altägyptischen Tongefäßscherben des Mittleren Reiches. Nach den Originalen im Berliner Museum hrsg. u. erklärt.

*573 Sībak, Muh. Y. ibn: Dastūr-i-'Ushshāq, „The Book of Lovers". The Allegorical Romance of Princess Husn (Beauty) and Prince Dil (Heart).

*574 Soulié de Morant, G.: Théatre et Musique Modernes en Chine. Avec une Étude technique de la Musique chinoise et transcriptions pour piano par A. Gailhard.

*575 Soyeshima, M. and P. W. Kuo: Oriental Interpretations of the Far Eastern Problem.

*576 Spanner, H. u. S. Guyer: Rusafa. Die Wallfahrtsstadt des Heiligen Sergios.

577 Svami, S.: Die Philosophie und Wissenschaft des Vedānta und Rāja-Yoga, oder Das Eingehen in Gott. A. d. Engl. übs. von F. Hartmann.

*578 Taraporewala, I. J. S.: Selections from Classical Gujarati Literature. Vol. I.

*579 Tatian: Diatessaron. Aus dem Arabischen übs. von Erwin Preuschen. Mit einer einleit. Abhandlung u. textkrit. Anmerkungen hrsg. von A. Pott.

580 Thompson, E.: Rabindranath Tagore. Poet und Dramatist.

581 Tillich, P.: Das Dämonische. Ein Beitrag zur Sinndeutung der Geschichte.

*582 Ungnad, A.: Hebräische Grammatik, 2. Aufl.

*583 Vallée Poussin, L. de la: L'Abhidharmakośa de Vasubandhu, traduit et annoté, Lief. 1—9.

*584 Viereck, P. u. F. Zucker: Papyri, Ostraka und Wachstafeln aus Philadelphia im Fayum.

*585 Vorträge der Bibliothek Warburg, hrsg. von Fritz Saxl. III: Vorträge 1923/24.

*586 Waldschmidt, E.: Bruchstücke des Bhikṣuṇī-Prātimokṣa der Sarvāstivādins. Mit einer Darstellung der Überlieferung des Bhikṣuṇī-Prātimokṣa in den verschiedenen Schulen.

*587 Wegener, G.: Im innersten China. Eine Forschungsreise durch die Provinz Kiang-si.

*588 White, H. G. E.: The Monasteries of the Wadi'n Natrûn. Part I. New Coptic Texts from the Monastery of St. Macarius.

*589 Wilhelm, R.: Chinesische Dichtung, Heft 3.

*590 Wittekindt, W.: Das Hohe Lied und seine Beziehungen zum Istarkult.

591 Woodward, F. L.: Some Sayings of the Buddha, according to the Pāli Canon.

*592 Worringer, W.: Aegyptische Kunst. Probleme ihrer Wertung.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig C 1, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

Verlag der Asia Major, Leipzig, Kurprinzstraße 14

Neuerscheinungen.

1. Zeitschriften:

a) **Asia Major.** Vol. III, Fasc. 1 (2 und 3 erscheinen in Kürze)
Preis komplett M. 60.—; einzeln M. 20.—

b) **Islamica.** Vol. II, Fasc. 1 und 2 (3 und 4 erscheinen in Kürze)
Preis komplett M. 50.—; einzeln M. 15.—

c) **Caucasica.** Fasc. 3, M. 20.—

2. Werke:

Die Geschichte Japans (1549—1578)

von **P. Luis Frois, S. J.**

Nach der Handschrift der Ajudabibliothek in Lissabon übersetzt und kommentiert
von **G. Schurhammer** und **E. A. Voretzsch.**

Lieferung 1—4 komplett. Der Preis für das gesamte Werk beträgt brosch. M. 80.—; geb. M. 85.—

Māgha's Śiśupālavadha

Nach den Kommentaren des Vallabhadēva und des Mallinathasuri ins Deutsche übertragen
von **E. Hultzsch.**

Preis broschiert M. 30.—; in Ganzleinen geb. M. 33.—

The Well in Ancient Arabia

by **E. Bräunlich.**

Preis gebunden M. 20.—

François Proger
Relation de premier voyage des François à la Chine
Fait en 1698, 1699 et 1700 sur le vaisseau „L'Amphritite"

Herausgegeben von **Geh.-Rat Dr. E. A. Voretzsch**
Deutscher Gesandter in Portugal.

Preis broschiert M. 22.50; gebunden M. 25.—

Seit wann kannten die Chinesen die Tocharer oder Indogermanen überhaupt?

Teil I
von **Gustav Haloun.**

Preis broschiert M. 25.—; gebunden M. 27.50

Das Awestaalphabet und der Ursprung der Armenischen und Georgischen Schrift

von **Heinrich F. J. Junker**

Preis in Leinen gebunden M. 15.—

Vom Wesen der Baukunst
Die Baukunst als Ereignis und Erscheinung
Versuch einer Grundlegung der Architekturwissenschaft

von **Leo Adler.**

Preis broschiert M. 10.—, in Leinen gebunden M. 12.50

Walter de Gruyter & Co. Berlin W 10 und Leipzig
Postscheckkonto: Berlin NW 7 Nr. 59 533

Altorientalische Texte und Bilder zum Alten Testament

Herausgegeben von **D. Dr. Hugo Greßmann**
o. Professor an der Universität Berlin

Zweite, völlig neugestaltete und vermehrte **Auflage.**

Altorientalische Texte zum Alten Testament. In Verbindung mit Dr. Erich Ebeling, a. o. Professor an der Universität Berlin, Dr. Hermann Ranke, o. Professor an der Universtiät Heidelberg, Dr. Nikolaus Rhodokanakis, o. Professor an der Universität Graz, herausgegeben von D. Dr. Hugo Greßmann, o. Professor an der Universität Berlin.

Erste Lieferung. X S., Seiten 1—112. 1926. M. 7.—

Zweite (Schluß-)Lieferung. Seite 113—478. 1926. M. 23.—

Das Werk dient in erster Linie der Vergleichung der Kultur Israels mit den anderen Kulturen des weiteren Orients. Sein Ziel ist, eine Einführnng in die vergleichende Kulturgeschichte des alten Orients zu geben und dabei im besonderen den Blick auf das Verständnis des Alten Testaments zu richten. Zu diesem Zweck wird ein Überblick über das zur Verfügung stehende Material an Bildern und Texten in seinen charakteristischen Erscheinungen geboten. Durch eine geschickte Auswahl des bezeichnenden Materials wird der Leser gleichmäßig über die verschiedenen Kulturen orientiert, wobei im Interesse der Objektivität und der Zuverlässigkeit auf alle Hypothesen und Konstruktionen verzichtet worden ist.

Ausführlicher Prospekt durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage kostenlos.

OTTO HARRASSOWITZ / VERLAG / LEIPZIG

Soeben liegt vollständig vor:

DAS ARTHAÇASTRA DES KAUTILYA

DAS ALTINDISCHE BUCH VOM WELT- UND STAATSLEBEN

Aus dem Sanskrit übersetzt und mit Einleitung, Anmerkungen und ausführlichen Registern versehen von

JOHANN JAKOB MEYER

4°. LXXXVIII, 983 Seiten. Mk. 72.—

„Kein Werk der indischen Literatur hat in den letzten 15 Jahren so viel Bewegung unter den Sanskritforschern und namentlich in Indien selbst hervorgerufen wie das Kautilya — Arthaçastra. — Es gibt in der Tat kein Werk, das uns so reichlichen Aufschluß über das politische Denken, das Staatswesen, die Staatsverhältnisse im alten Indien gibt wie das Arthaçastra des Kautilya." Wir haben alle Ursache, dem Übersetzer für seine unendlich mühevolle Arbeit dankbar zu sein." — „Schon der Umstand, daß die Anmerkungen einen größeren Raum einnehmen als die Übersetzung, beweist, daß wir es hier nicht nur mit einem Übersetzungsversuch, sondern mit einer gründlichen, groß angelegten Interpretationsarbeit zu tun haben." (Winternitz, Dt. Litztg.)

Als wichtige Ergänzung zu obigem Werk erscheint in Kürze:

J. J. MEYER

ALTINDISCHE RECHTSSCHRIFTEN

8°. ca. 370 S. Preis ca. Mk. 25.—

Buchdruckerei für fremde Sprachen Max Schmersow, Kirchhain N.-L.